ERZÄHLUNGEN EINES UNSTÄTEN

Moritz Hartmann




Cres
Cat Sci
entia
Vita
Exco-
latur

Erzählungen eines Unstäten.

Zweiter Band.

Erzählungen eines Unstäten.

Von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1858.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

1.

Der Verbannte.

Nach St. Hippolyt zurückgekehrt, erzählte ich den dort versammelten Freunden das Schicksal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte seine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel strömte ein Gewitterregen, wie er diese Gegenden zwar selten, aber dann mit desto größerer Gewalt heimsucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den schweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen schäumten plötzlich=geborene Wildbäche in übertriebener Jugendlust. Unter dem gastlichen Dache, das uns seit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle saßen wir am Kamine im Halbkreise um die goldene Flamme, die über Weinreben prasselte. Es war eine sonderbar zusammen=

gewürfelte Gesellschaft, eine Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie der Zufall manchmal zusammenstellt. Die Franzosen ausgenommen, bestand sie meist aus Verbannten, die sich, als Schicksalsgenossen desto enger befreundet, in diesem verborgenen Winkel der Erde, wo einst der Freiheitssinn seiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte sie das Schicksal des blinden Wilhelm desto wärmer interessiren; aber am tiefsten von meiner Erzählung erregt schien der Russe Nikolas, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit seines Wesens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im besten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewisser mystischer Anhauch einen besonders anziehenden Anstrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tschibuks, die unser Wirth aus dem Orient mitgebracht hatte, und schlürfte er den türkischen Kaffee von der Oberfläche des schwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitsch? fragte der Hausherr.

Die Geschichte des blinden Wilhelm, erwiederte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umständen, unter einem ganz anderen Himmelsstriche kennen gelernt. Diese Erinnerung

macht mich traurig, denn ich muß der theuersten Freunde gedenken, die nunmehr unter demselben Himmelsstriche, ach! vielleicht ein trostloses Leben hinfristen, wenn sie nicht schon vom Schnee Sibiriens begraben sind.

Das beste Gegengift gegen solche Erinnerungen ist ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorsorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Besseres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem schlechten Wetter an unseren beabsichtigten Ritt nach dem Vigan doch nicht zu denken ist!

Ja, ja! erzählen Sie, Nikolai! scholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tschibuk und begann:

Zu Anfang der dreißiger Jahre schloß ich mich, thatenlustig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der russischen Regierung ausgerüstet wurde, um die nördlichen Küsten des europäischen und asiatischen Rußlands zu untersuchen. Trotz den Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und schwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Wasser und etwas Seehelden-

thum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen zu Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluten des weißen Meeres, als ich schon ganz und gar ein Raub der widerwärtigsten, entmuthigendsten aller Krankheiten war. — „Bah!" tröstete der Capitän, „in drei Tagen, sind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, so doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbusen heraus sind und auf dem offenen Meere schwimmen." — Aber die drei Tage vergingen, schon segelten wir auf offenem Meere dem Osten zu, mein Zustand hatte sich nur in so weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schlimmer wurde. — „Bah!" tröstete der Capitän wieder, „es ist ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelson war auch seekrank, so oft er an Bord kam." — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Cajüte, bald in der frischen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erschöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erschöpfung aller Kräfte; ich lag stumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land gesetzt würde. Das war

nicht schwer zu bewerkstelligen, da unsere Fahrt fast immer die Küste entlang ging und der Capitän mit den ihn zu diesem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küsten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des sibirischen Flusses Jenisey die Anker. Es ist das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung, so wie das Fahrwasser an der Küste gegen Osten und Westen sollten untersucht werden. Da man an diesem Punkte länger Halt machen wollte, so war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannschaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menschenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückschicken sollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit einigen Matrosen in das Boot gesetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abschied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günstiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir spannten die Segel aus und fuhren ziemlich schnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete sich eine lebenslose Wüste, in deren Unendlichkeit die meist ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick ge-

währten. Mitten in dieser todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen schon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich genesen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch diesmal von zwar schmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen samojedischen Stämmen belebt war, die sich aus dem Inneren des Landes hier gesammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eise befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fische, zu holen. Diesen übergaben mich meine Begleiter, deren Frist abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath versorgt und mit zwei frischen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reisegefährten den Strom hinab gegen Norden schwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns schon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es sein wüstes Aussehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Genesene, müde und sprach gegen meine Reisegefährten die Sehnsucht aus, unter einem menschlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten sie: „nicht weit von hier findet sich eine Colonie.“ —

Also gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreistündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einsamen, erbärmlichen Zwergceder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr sie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechselung, was nach wochenlanger Reise durch die Oede schon an sich wohl thut. Eine Reihe von kahlen und schroffen Felsen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem südlichen Fuße, wo sie gegen die Nordwinde geschützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte sie sogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei diesem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieser Felsen ankam. Kaum hundert Schritte von demselben riß sich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von ansehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte sich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweise schon von sprossendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob sich ein ansehnliches Haus, ein Art Blockhaus, welches bescheidene Glasfenster, doch aber Glasfenster hatte und aus dessen Kamine gastlicher Rauch aufstieg.

Rings um dieses Haus reihten sich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthschaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen fest geschlossenen Kreis bildeten. — Ich schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir gesehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Colonie war eine höchst bescheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jenisey, in Sibirien, schien mir diese Schlucht ein wahres Paradies.

Raschen Schrittes stieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Colonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, schlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fensters am inneren Hause bewegten sich, und ich sah den Kopf einer alten Frau, die mich überrascht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Secunde später trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gast, ein Gast! rief sie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauses stehend, faßte sie meinen Rockschoß, um ihn zu küssen.

Väterchen! rief sie mit vor Aufregung zitternder

Stimme; Väterchen! wiederholte sie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es ist nämlich die Sitte des russischen Volkes, jeden Höherstehenden, und sei er noch so jung mit „Väterchen“ anzureden, eben so wie es das kleinste Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen“ titulirt.

Willst du einen Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O, Väterchen! rief sie dagegen — tritt herein, tritt schnell herein und beglücke das Haus Ossyp Jvanowitsch's; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gast zu beherbergen; ist uns so lange, ach, so lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geschäftig nahm sie mir und den Führern die Reisegegenstände aus den Händen und ordnete sie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr sie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tisch und über den Stuhl, den sie mir am obersten Ende hinstellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich soll dich ein guter Thee erquicken.

Während sie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, sah ich mich in der Stube um. Ich

hätte nie gedacht, daß in der Wüste Sibiriens eine so wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen sei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenstern, mancherlei luxuriöse Verzierungen an Ofen und Wänden sprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kasan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die sämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Commoden standen chinesische Gefäße und Hausgeräthe, wie man sie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenstern sah ich über einen reinlichen Hof in die kleineren Nebengebäude; so viel ich durch die halb verhängten Fenster wahrnehmen konnte, herrschte in diesen unansehnlicheren Wohnungen dieselbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indessen kam die Alte mit einem riesigen Samowar zurück, in welchem bereits das Wasser brodelte. Sie stellte ihn auf den Tisch vor mich hin und daneben mehrere chinesische, mit verschiedenem Thee gefüllte Büchsen. Wie sie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die

Wahl zu lassen, stieg mir ein überaus lieblicher und starker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! sagte die Alte — es ist echter, unverfälschter Thee. Meine Söhne bringen ihn selbst von der chinesischen Gränze heim. Denn dorthin reisen sie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das sie im Winter erlegen, an die Chinesen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauschen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaste? fragte ich.

Du bist bei Ossyp Ivanowitsch zu Gaste, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Gesichte.

Und wer ist Ossyp Ivanowitsch? fragte ich weiter.

Ossyp Ivanowitsch, sagt die Frau, indem sie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite senkte — Ossyp Ivanowitsch ist ein Unglücklicher (ein Neschtjasny).

Ich wußte, was dieser Titel im Munde des Volkes bedeutet. Einen Neschtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rücksicht auf sein Verbrechen. — Darum war ich bei

dieser offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und schwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Ossyp Ivanowitsch hatte als ganz junger Bursche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erschlagen. Mit einem Faustschlage hat er ihn hingestreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geschickt und ihm befohlen, sich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, stand nur wenige Stunden von hier, und Ossyp kehrte auf seinen Jagden oft bei uns ein. Wir liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns gesegnet. Wir entdeckten diese Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unsere Hütte, und unserem Fleiße ist es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchsen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die sich um das Haus Ossyp's, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen sind schon verheirathet und haben Kinder. Du wirst sie sehen, Väterchen, wenn du so gnädig sein und mit uns das Nachtessen einnehmen willst. Da versammeln sich Alle. Jetzt sind sie

draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir schon gesagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; so haben sie großen Wohlstand ins Haus gebracht, und Ossyp Iwanowitsch und sein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn sie sind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie sagte das alles so einfach her und mit so viel Gefühl eines schönen und sicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaste befand. Während ich vom kostbarsten Thee schlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Interessante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnsucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere sich in ihr Schicksal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und und sich und oft ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. — Nachdem ich genug des Thee's getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich sank bald in einen angenehmen

Schlummer, aus dem ich erst gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete sich leise, und die Alte steckte den Kopf herein. Da sie mich erwacht sah, that sie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergestalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen sie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen", drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten sie sämmtlich mit einer Art von religiöser Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gast gesandt, den sie bewirthen durften mit allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei diesen Söhnen des Todtschlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer bescheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf sie sich schweigend auf die Ofenbank setzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich sie segne und sie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde sehr lebhaft in der Stube und sehr eigenthümlich. Die Männer waren fast ganz nach Art der russischen Bauern gekleidet, nur daß sie anstatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener

Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufsteigenden Schuhe zusammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen sie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare sehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den jüngsten ausgenommen, trugen sie sämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und sahen einander so ähnlich, daß man sie nur durch die Verschiedenheit des Alters von einander unterscheiden konnte.

Am längsten ließ der Patriarch dieser Schar, der Vater, auf sich warten, auf den ich doch am begierigsten war. Endlich trat auch er herein; er war gekleidet wie seine Söhne, nur daß er anstatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zusammengehaltenen Rock trug. Sein Haar ebenfalls lang und dick wie das seiner Söhne, war stark mit Grau gemischt; sein Gesicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem stark bearbeiteten Ackerfelde. Starke Augenbrauen beschatteten die Augen so sehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus diesem Gesichte nur schwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Ossyp schließen

können; er mußte erst sprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie seine Söhne direct auf mich los; er ließ einen Zwischenraum von ungefähr drei Schritten zwischen mir und sich, verbeugte sich tief zur Erde und sprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt seien Gott und die heilige Jungfrau von Kasan, die einen Gast und Landsmann über die Schwelle des Sünders Ossyp Ivanowitsch geführt und ihn dieses Glückes und dieses Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich streckte ihm die Hand entgegen; er schien es nicht zu bemerken, denn er zog sich, ohne sie zu fassen, in das Gewühl seiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum ersten Mal fühlte ich bei seinem Anblicke in dieser Gesellschaft der Wüste etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager bestimmt war, und überließ mich ganz der Gesellschaft seiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er stehen und hörte unseren Gesprächen zu, meiner Reise-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indessen hatten die beiden jungen Weiber mit

Hülfe der Kinder den Tisch zum gemeinsamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und sang der riesige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chinesischen Theebüchsen; dann wurde in großer Schüssel eine Art vou Grütze, Kascha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleisch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jenisey, auf eigentlich samojedischem Gebiete, gewiß zu den seltensten und üppigsten gehört. Die ganze zahlreiche Familie stellte sich um den Tisch, verrichtete ein stilles Gebet und setzte sich dann. Mir gab man als Gast den Ehrenplatz. Als schon Alles gesessen, bemerkte ich erst, daß der Hausherr, Ossyp Jvanowitsch, sich nicht in unserem Kreise befand. Einen Teller in der Hand, stand er groß und hoch, aber schweigend an den Pfosten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! sagte ich zu meinen nächsten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — sonderbar! Ist das die Sitte hier, daß sich der Hausvater nicht mit zu Tische setzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gast hat? Die Gastlichkeit der russischen Bauern und Eure, meine Wirthe, ist so groß, daß ich nach diesem Posten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Essens die Thür zu

bewachen, daß nichts für den Gast Störendes herein zu dringen vermöge.

Bei diesen meinen Worten schlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Ossyp Iwanowitsch hatte mich auch gehört, und rief mir mit fester Stimme zu, ohne seine Stellung an der Thür zu verlassen:

Nein Väterchen, es ist nicht Sitte in diesem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür stehe, ob er nun Gäste habe oder nicht. Im Gegentheil sitzt er immer obenan am Tische, und wenn er einen Gast hat, sitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die besten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich das nicht thue. Niemals saß ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demselben Tische. Siehe, auf mir ist Blutschuld, und Jene dort sind rein — es muß aber eine Unterscheidung sein zwischen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überrascht und wußte nicht, was auf diese mit lauter Stimme und absichtsloser Feierlichkeit ausgesprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die

Stube verbreitete, starrte ich nach Ossyp hinüber; ruhig stand er auf seinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich sagte ich: Ossyp Iwanowitsch, auch ich bin von schweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an meiner Seite sitzen sehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu diesen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibst du nicht? Was du in deiner Jugend begangen hast, ist längst abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Ossyp mit derselben Ruhe entgegen. Das ist es eben nicht. Wie sollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geschickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die schön, gesund und brav aufwuchsen, für sie und mich Wohlstand und ein sorgloses Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Diese mußte ich mir selber auferlegen, wie mein Gewissen sie mir befahl. — Ich wollte antworten, aber der Aelteste, der neben mir saß, bat mich, ihm nicht zu widersprechen und ihn gewähren zu lassen; denn so sei es nach alter Erfahrung besser, und sein Entschluß, seit mehr

als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, sei nicht zu erschüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchalischen Colonie Ossyp Jvanowitsch's. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtschläger und seinem Geschlecht nicht ohne Rührung meinen Abschied und schlug landeinwärts, vom jüngsten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die selbst auferlegte Buße Ossyp's und seine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern seiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reise durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwischen dem baltischen Meere und der Behringsstraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Straf-Systeme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande ist, eine Colonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Ossyp's zu bilden. Bei manchen Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reise entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröstet. Nicht vergessen darf ich, daß ich in Tobolsk eine Gesellschaft zusammen fand, die manche Gesellschaft man-

cher gebildeten Stadt Europa's weit hinter sich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolsk regierte, hat die besten und edelsten Geister aus den politischen Verbannten in seiner Hauptstadt versammelt und dafür gesorgt, daß ihren Civilisations-Bedürfnissen durch Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Umgang so viel, als es unter diesen Himmelsstrichen und bei der schweren Communication mit Europa möglich war, genügt wurden. In welchem Staate, fragte ich, kommt dergleichen noch vor?

Sie hatten Recht, rief einer aus der Gesellschaft, da Nikolai in seiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht auf dieses Straf-System Ihres Vaterlandes stolz zu sein. Was gibt es Grausameres als unsere Gefängnisse? Sie sind geschaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab sinken zu lassen. Gar diese Blüthe unserer Civilisation, das Zellen-System, das man, wie sie sagen, erfunden hat, um den Sünder auf sich und sein Inneres anzuweisen, daß er in sich gehe — nur drei Wochen saß ich einmal in einsamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verstockung oder zum Wahnsinn führen kann. In der Einsamkeit spricht das Gewissen, „dieser alte Einsiedlre

des Herzens“, wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Gespenstes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeisters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtsein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menschenstimme, der Stimme des Nächsten, nimmt jener Einsiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu seinem eigenen Richter, wie er das bei Ossyp Ivanowitsch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, stolz zu sein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achseln und sagte bitter lächelnd: Ich war damals ein so guter Patriot, wie ihn nur ein russischer Polizeimeister wünschen kann. Aber mein sibirischer Patriotismus war diesseit des Ural bald verraucht!

Das begreift sich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift sich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einsiedler des Herzens und das Zellengefängniß gesprochen hatte, ein deutscher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schicksal viel hin und her geworfen hatte nnd der die Eigenthümlichkeit besaß, alle Vorkomm-

nisse und Zustände des Lebens bald mit holdem Leichtsinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift sich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unsern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geschichten aus Rußland erzählen — stimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in seinem Vaterlande höchst traurig aussehe, oder lacht man gar leichtsinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verstimmt und ist gekränkt. — Also stille! Mich aber erinnert die Geschichte Ossyp's und seines Gewissens an eine andere, aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich selbst fühlen lehrte, was das eigentlich ist: das Gewissen.

2.

Das Nessuskleid.

Meine Geschichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Reisezeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Lust hatte, die ganze Halbinsel als ir-

render Ritter von einundzwanzig Jahren zu durchstreifen, eine Lust, welcher die österreichische Polizei an der Gränze Modena's ihr Ziel steckte. Der erste Act meiner Geschichte spielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort ist gut, der Schauplatz für Abenteurer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oesterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geschichte großgesäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den schönsten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Tasche trug, hielt ich nicht für überflüssig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder lustiger titianischer Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gassen schreiten; vor jedem Fenster hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß dem in dem heutigen Venedig nicht mehr so ist. Anstatt jener herrlichen Gesellschaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, slavonischer Cicerone an meiner Seite, anstatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Marcusplatze österreichische Militär-Musik, und die meisten Fenster alter Paläste waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Canäle

herab, oder dienten als Trockenplatz für zerrissene Wäsche. Anstatt in einem Palaste zu wohnen, haus'te ich in der schmucklosen Stube der Citta Lubiana einer höchst ärmlichen Herberge. — Erst nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneses Ersatz für die verlorene Jugend-Illusion zu suchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantasie selbst die verfallenden Paläste schön zu bevölkern, und nach Kurzem stand das alte Venedig wieder in seiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieser schnellen Wiederherstellung nicht wenig bei.

An einem und demselben Tage sah ich eine ganze Reihe der allerherrlichsten Frauenköpfe. In der Mittagsstunde, da auf dem Marcusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter gestreut wurde, traten, um das Schauspiel mit anzusehen, auf den Balcon unter dem Orologojio drei Mädchengestalten heraus, die schöner waren als die drei Grazien und die sich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufstarrten, lustig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf besuchten, fanden wir keine Venus und keine Nymphe

so schön, wie die Horen unter dem Orologojio. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergessen, denn da kniete an einem Betstuhl eine christliche Heilige, die das ganze Heidenthum siegreich überstrahlte. Wir schwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als diese Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne gesunken, wenn sie nicht, den schwarzen Schleier vorgeschoben, in Gesellschaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verschwunden wäre. Wir sollten bald erfahren, daß wir falsch geschworen hatten. Denn als wir in unserer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmlischen Hand ꝛc. ꝛc. zu schwärmen wußten und uns in excentrischen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unserer Reisegefährten: „Gewiß, heute ist der Teufel los!“ — Wir folgten seinem Blicke, und aus einem jener Paläste, die sich melancholisch über den Canal beugen, deren Fenster zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verstümmelt, deren Canaltreppe zerbrochen ist, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Basta! sie war schöner als alle lebenden

und gemalten, die wir an diesem höchst aufregenden Tage gesehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu sehen gestattete, auf daß dieses Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war tactvoll wie ein Capellmeister, der nach einer Beethoven'schen Sinfonie den Tactstock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Marcusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter diesen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendez-vous gegeben hatten, um uns hinter den Procuratieen in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianisches Volksleben kennen lernen sollten. In dieser Kneipe ging es bei Käse, Salami und schwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Physiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reste malerischen Costumes aufmerksam — aber ich sah nur mit zerstreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Ursache meiner Zerstreuung. —

Mein Freund, sagte ich, Sie kommen zu spät. Das Schönste, das Venedig bieten kann, habe ich heute gesehen; nichts ist im Stande, das Bild zu verwischen, das sich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianische Himmelfahrt gesehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrscheinlich eine Höllenfahrt.

Also nichts Gemaltes, Fleisch und Blut? fragte er weiter.

Sie sind ein Maler, sagte ich, aber Sie sind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der seit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute gesehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetisch von ihr angezogen wird, ohne sie gesehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbebehagen und ein mysteriöses Drängen fühlt, bis er sie kennen gelernt, der Maler ist und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie sie gesehen?

In dem alten Palaste rechts von der Piazza San Zacharia; er ist ganz venetianischen Styles, sein oberstes Stockwerk ist unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenster mit Säulchen von istrianischem Marmor; die schwarzmarmornen Treppen am Canale gehen aus den Fugen.

Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beschreiben, sie selbst ist unbeschreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler seinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gassen in sein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich setzen mußte. In der entgegengesetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, stellte sich hinter die Staffelei und schob plötzlich mit ausgestreckten Armen die beiden Lampen vor, so daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als sähe ich in den Faustusspiel. Vor Ueberraschung sprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfrisch, wie es war, verschwammen mir die holden Züge in der Nähe, so daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie sehr es mich auch anlockte, es so nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne sehen lassen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verschwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich

auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwischen mir und dem herrlichen Angesichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönste vor Augen sieht und es mit den ausgestreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz diesem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler sagen (ich glaubte es dem Original schuldig zu sein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entschuldigte sich damit, daß das Bild kaum angefangen sei, und daß er es nur nach Hause genommen habe, um in Mußestunden an einigen Nebensachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, sagte er, sollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kommt zu ihnen? fragte ich hastig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was seid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr seid die Oberstschatzmeister der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz ist nicht unser, wie er gewöhnlich dem Schatzmeister nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die

Bitte so geradezu auszusprechen. Ich fing allerlei Gespräche an, um ihn selbst auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht schwer.

Sie möchten wohl, sagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern persönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die schöne Zanetta. Aber sie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, sagte er, ich werde morgen mein Möglichstes thun und Ihnen Abends sagen, ob sie Sie empfangen will.

Um diese große Dienstbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wissen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in sehr intimen Verhältnissen stand und daß er diese nach seiner Rückkehr aus Italien heirathen sollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eifersucht, also auch ohne Liebe und daß sein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntschaft sei.

Ich begriff das schnell und sah ein, daß er in

seiner Dienstwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt sein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht gesagt, wer eigentlich Zanetta ist!

Es wäre vielleicht besser, antwortete der Maler, wenn Sie Sich damit begnügten, sie schön zu wissen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltslose Antwort, dann wird Ihr Eifer, sie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erschreckten, so machten sie mich doch desto neugieriger, und ich bat ihn, mir alles zu sagen.

Zanetta, sagte er mit einem trockenen Seufzer, ist die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polnischen Grafen Zalesky.

Ich sah ihn starr vor Schrecken an.

Sie sehen, fuhr er fort, daß man manches Schönste nicht in der Nähe betrachten darf. Indessen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß sie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der liebenswürdigsten Geschöpfe der Erde ist und daß sie Eigenschaften des Herzens und des Geistes besitzt, die ihre Stellung vergessen machen. Auch das Häßliche dieser Stellung kann, wenn man die hiesigen Verhältnisse kennt, gemildert erscheinen. Zanetta ist die Tochter

einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute so tief herabgekommen sind, daß sie von österreichischen Gnadengehalten leben müssen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieser Familien haben eine sehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die sie gern vergessen möchten, haben sich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und ersterer ist mehr schuld an der fortbestehenden Trennung als die letzteren. Der Adel der anderen österreichischen Provinzen hält den besiegten venetianischen Patricier nicht für seines Gleichen. So stehen die armen jungen Mädchen von allen verlassen da, und in ihrer Kaste hat sich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewisse Halbehen ausgebildet, die fast zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erscheinen läßt. Bei Zanetta ist das um so weniger der Fall, als ihr Geliebter, oder „Marito" von hohem Adel ist und sich ihre Familie so weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Priester etwas dabei zu schaffen hat. Zanetta's Familie ist stolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorite, die mit reichen Kaufmannssöhnen in Verhältnissen ste-

hen, eine Mesalliance gemacht hat, und man kann sagen, daß die Stadt die Sache fast so betrachtet wie die Familie.

Sie sind sehr gütig, sagte ich gezwungen lächelnd, Zanetta entschuldigen zu wollen. Ich habe sie nur im Fluge gesehen, und was mich an ihr interessirt, ist ihre Schönheit; indessen ist es ein schönes, sehr menschliches und sehr künstlerisches Gefühl, das uns treibt, ein Wesen, welches uns äußerlich so vollkommen erscheint, auch von inneren Flecken so viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, seine Vergangenheit, seine Umgebung, seine Bildung und Lebensansichten. Also, lieber Freund, geben Sie Sich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito ist.

Wie ich Ihnen schon sagte, ein polnischer Graf Zalesky (so wollen wir ihn nennen), der sich in früher Jugend als Revolutionär compromittirte, in Spielberg gefangen saß und später begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inselstadt nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung verlassen, um Reisen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — so ist er auch jetzt seit längerer Zeit abwesend, und ich habe ihn

nie zu Gesichte bekommen. Bei seiner Rückkunft soll er mit diesem Bilde überrascht werden, — welcher Umstand mir die Bekanntschaft Janetta's, die ich lange begehrt, verschafft hat.

Sie liebt ihn also?

Bah! wer kann das wissen! Sie sagte mir, das Bild sei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, bestimmt. Schließen Sie aus diesen Worten, was Sie wollen.

Ich schließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die schönen Mädchen hasse, die sich für die Wohlthäter ihrer Familie malen lassen.

Ich soll Sie also nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Janetta's Geschichte? Ich will nur ein Meisterstück der Schöpfung noch einmal in der Nähe sehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür schon hinter mir zugeschlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir schneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie sie durch bloßen Anblick und Gespräch entstehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewissenhaften Reisenden fuhr ich fort, Galerieen, Kirchen, Paläste zu betrachten. Als ich am Abend

wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, so es uns beliebte, augenblicklich besuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als strohfeuriger Enthusiast folgen zu können. Wir stiegen nicht an der Canal-Treppe, sondern auf der entgegengesetzten Inselseite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchschreiten, um an den Haupteingang des alten Palastes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondschein sehen konnte, ehemals an den Spitzen und obersten Verzierungen vergoldet gewesen war. An den Säulen zwischen den Gitterflügeln hingen große eiserne Ringe, die einst Fackeln getragen, und streckten sich Pechkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, so wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verrostet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaster theils eingesunken, theils ganz verschwunden und fast ganz von hervorwucherndem Grase bedeckt. Sämmtliche Fenster der Seitenflügel waren mit Brettern verschlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondschein einige ganze Glasscheiben. Im Hintergrunde schloß

sich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondschein beleuchtet waren, während sich ihre Capitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatschte mehrere Mal in die Hände. Bald erschien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem spärlichen Lichte erkannte ich ein Vestibule, das ehemals prächtig gewesen sein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überstrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entschwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldschmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe versteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen stiegen, schien jünger als der Palast; denn ihre ganze Form, so wie das eiserne Gitter trugen alle Merkmale des Baustyles aus dem Zeitalter Ludwig's XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in in einen großen hohen Saal, der so spärlich beleuchtet war, daß sich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich einem Winkel zu, aus dem uns Lampenschein entgegen kam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe stand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches

Gesicht, während die hingegossene Gestalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erst in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber saßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte sie sich halb erhoben, und ihr Gesicht war im Schatten ganz unsichtbar geworden. Ich wünschte, daß sie sich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieser Wunsch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und sie wieder in die frühere Lage sanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es sei, sich in ein solches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palast vorgenommen, sie als bloßer Beschauer zu betrachten, wie man ein schönes Bild betrachtet, und nachdem die ersten Begrüßungs-Formeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenstadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben so ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel so,

daß ich Zanetta's Gesicht mit größerer Bequemlichkeit sehen konnte und da mich jene täuschende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorsatz mit ehrenwerther Charakterstärke durchführe. Nur der Ungewohnheit solchen Genusses schrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdseligkeit des ganzen Wesens so sehr übereinstimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leise erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's so sehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Gesicht unwillkürlich den Ausdruck ihres Gesichtes annahm und daß ich, so beschäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da gesessen hatte, ohne ein Wort zu sprechen.

Glücklicher Weise wurde das von den drei jungen Herren und, wie es schien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da sie das Gespräch, das unser Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortsetzten. Zanetta kümmerte sich nicht um den schweigsamen Gast oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln schließen wußte, wollte ihn in seiner tiefen, schmeichelhaften Betrachtung nicht stören. Der älteste unter

den Besuchern, ein ziemlich gesetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtsamkeit der Wirthin gut machen zu müssen und wandte sich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeschreckt, kehrte er sich zum Maler und sagte: „Ihr Freund scheint sich im Italienischen genirt zu fühlen.“

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieser.

Zanetta lächelte, als ob sie sagen wollte: Ich verstehe dieses Schweigen besser. Aber sie begnügte sich mit diesem Lächeln nicht und sagte zum Maler: Der Signor Forestiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich sehr gewissenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel schöner bin.

Dem Regen von Complimenten, der auf diese unumwundene Herausforderung folgte, setzte sie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd fuhr sie gegen die drei eleganten Besucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, diesen Maler auf das gewissenhafteste empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat diesen Herrn bewogen, meine Bekanntschaft zu suchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargestellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem

Lächeln Zanetta's, daß sie den Künstler so gut durchschaute wie ich, und daß sie sich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angesehen worden zu sein. Die geschmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorsätze vergessen, ich gab die Rolle des Beschauers auf, und den Schemel näher an das Sopha rückend, mischte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Gespräch und in die Courmacherei der Anderen. Meine nordische Art mochte ihr neuer gewesen sein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewissen behaupten — sie horchte mir mit größerer Aufmerksamkeit als den Anderen, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuscht; denn beim Abschiede lud sie mich ein, sie während meines kurzen Aufenthaltes, so oft es die venetianischen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu besuchen.

Es gibt keine größere, als du selber bist, dachte ich bei mir, und bat sie, schon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art derer ist, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler schon auf der Treppe versichern zu müssen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünstigen Eindruck gemacht, obwohl

ich mich zu Anfang ganz ungeschickt, wie er meinte, deutsch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthusiastischen Ausrufungen über Zanetta's Schönheit, und so ehrlich waren diese gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung sah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu versichern, daß man auch auf den besten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art sie immer seien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß solche Hoffnungen eitel seien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, dessen sie sich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit sei es kein Wunder, daß sie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt sei, aber sie alle zögen sich nach einiger Zeit zurück, und es sei bis jetzt noch Keiner so eitel gewesen, sich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaubte zwar nicht, daß es die Liebe zum polnischen Grafen sei, was Zanetta's Tugend aufrecht halte; aber, sei es nun, was es sei, sei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten sich so, wie er sie darstelle. Er, der Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauses, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung

gewisser Maßen sanctioniren und ihre Stellung dadurch so ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich gestehe, daß ich dieser Auseinandersetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner gestehe ich, daß mich alle venetianischen Kunstwerke, historischen Erinnerungen, malerischen Ansichten am Morgen nach diesem Besuche sehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieses Mal allein, besuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem sie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenster waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß sich von oben herab und tauchte die Gegenstände und die Bewohnerin in einen schönen Frieden, der sich dem Eintretenden auf angenehme Weise mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen voraussetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spie-

gelrahmen, Fenster-Verzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunksaal der ehemaligen Besitzer des Palastes gewesen. Die Säulchen an den Fenstern waren nach innen in schlanke Statuetten verwandelt, die anstatt der Capitäle Blumenkörbe trugen, aus denen sich Gewinde aller Art emporschwangen und zur Decke hinauf liefen, wo sie sich mit neuerer Stuccaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwand-Tapeten, die von altem, geschnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demselben Holze und in demselben venetianisch byzantinischen Style geschnitzt war dem Balcon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eisernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfosten befestigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merkmale des Verfalles. Die Holzschnitzereien waren verstümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwischt, der Spiegel selbst mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verstaubt, hier und da durchlöchert oder fadenscheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Estrich suchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieser Teppich war wohl das Luxuriöseste in Zanetta's Hausrath, der sich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem sie zu liegen pflegte, aus

einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befestigten Tische von braunem Holz zusammensetzte.

Auf diesem höchst einfachen Schauplatze entwickelte sich und spielte sich im Laufe der nächsten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich Euch, als meine Freunde, verschonen will, — eine Idylle, so moralisch, so unschuldig, wie sie einem guten Buche für sechszehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in diesem Buche die Wünsche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weise verschwiegen werden. Diese abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerspruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem Ihr Euch so viel versprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während sie selbst auf ihrem Sopha italienisch träg ausruhte — daß ich ihr in dieser Stellung, den Kopf ans Sopha gelehnt, Geschichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemessen und nicht im Geringsten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir so vergingen, gehörten noch zu den angenehmsten — trauriger war es, wenn Zanetta,

wie sie es besonders liebte, sich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr stehend, von fremden Ländern und Menschen und dergleichen erzählen mußte. Sie sah dann einer kleinen, im Gebüsche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei consolidirte Irrlichter; die nur lose umgehängten Kleidungsstücke fielen dann von der Schulter, die sich vergebens bemühte, sie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und schien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr stehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinstürzte und sie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!" zur Ruhe verwiesen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Mensch, respective der Mann zum Sclaven geboren ist. Aber manchmal empört sich der Sclave; er stellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft sich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt sich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italienischen Oper durch die Zähne, er grollt.

So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterstärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; sie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und schön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da sie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda, weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann schob sie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich diesen Abend unsere Gondelfahrt machen wollten. Ich sprang auf, ich schlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!" drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu bestellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umsonst. Eine solche Fahrt im Mondschein, den Canal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido schien mir das Höchste — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine Gondel vor den alten Treppen des Palastes

erschien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen schwarzen italienischen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich sie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die schwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie streckte sich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber sie erlaubte es nicht; das störe das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß sie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenstreckte und daß ich ihre melodische Stimme hörte, da sie, wie sie sagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläste nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirschte mit den Zähnen und sagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchst langweilig finde, die so entzückend sein könnte, wenn ich sie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Wesens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, sagte sie ruhig, sondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Also warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lerntest, wußtest du, welche Bekanntschaft du machtest. Und was das „empfindende Wesen" betrifft, fügte sie halb ironisch hinzu, so werde ich mich hüten, es zu sein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Du hast Recht, Zanetta! sagte ich mit einem Seufzer und schwieg. Auch sie versank in Schweigen, das sie manchmal mit Nennung der Insel oder eines Palastes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen suchte; und endlich gab sie das auf, und in unserer Gondel war es still wie in einem Sarge, und so still fuhr sie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; sie reichte mir schweigend die Hand und verschwand im Dunkel des alten Palastes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuschung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entschluß gefaßt werden müsse, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta sehen und dann die Stadt verlassen. Mit diesem Entschlusse bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor sie. Ich hatte wenig oder viel-

leicht gar nicht geschlafen und sah wohl sehr blaß und müde aus.

Armer Junge! sagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem sie die Hand auf meinen Kopf legte: wie seine Stirn brennt, wie er blaß ist!

Signora! sagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abschied zu nehmen.

Gewiß? fragte sie rasch.

Gewiß, Signora, so gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu lassen.

Mein Freund, erwiderte sie, du bist müde, dich länger plagen zu lassen! Siehst du, eben so gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wissen, ob du zu diesen gehörst oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, solltest du nicht müde werden, dazu bist du mir in diesen Tagen zu lieb geworden. Ewig frisch und ungetrübt, ungeschwächt durch Wiederholung soll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Ist es gewiß, daß du reisest?

Gewiß!

Und wann? fragte sie hastig weiter.

Morgen, mit dem Frühesten.

Dein Wort, daß du den Entschluß nicht mehr änderst, was ich dir auch immer sagen werde.

Ich zauderte; sie drang in mich, indem sie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und schlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Besuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gassen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke bestellt, die mich am anderen Morgen nach Mestre bringen sollte — ich weiß es nicht. Die Barke bestellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reise-Habseligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; sie war nie so schön gewesen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen sprang ich in die Barke. „Nach Mestre!" rief ich, und Zanetta, die auf dem Balcon stand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und schloß die Augen und wollte keinen Stein mehr sehen von der herrlichen Stadt, aus der ich scheiden mußte, nachdem ich in ihr so viel Glück gefunden. Eine süße Betäubung bemächtigte sich meiner, und die Bilder der entschwundenen Nacht zogen reihenweise, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne stand schon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und sah das feste Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verschwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem schönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem süßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in diesen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geschehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich sprang auf, warf die Kleider ab und stürzte mich in die frische, noch in Morgenhauch dampfende Flut. Eine Strecke weit schwamm ich neben der Barke einher; dann stieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Mestre landeten, schwang ich meinen Wanderstab, und mit dem gesunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die schöne Welt hinein, den stillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta stehen viele, viele prächtige Landhäuser, die meistens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläste in der Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen sich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten

Taxusgängen, mit dichtem Gebüsch und unzähligen Statuen, die meist vom Sockel gesunken, von vielen todten Herbsten bedeckt sind. In einen solchen Park trat ich, ließ mir vom Besitzer ein Glas Wein vorsetzen, und da saß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach diesem erkenne ich mich selber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen später, an einem regnerischen unangenehmen October-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechsel und die Frühstückszeit benutzend, nach einer durchreis'ten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothischer Kunst fast mit demselben Eifer einzuprägen suche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen gesucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reise-Costume ging neben mir einher. Er hatte im Gasthause gehört, wie ich mich beim Conducteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu besehen, und bat mich um die Erlaubniß, sich mir anzuschließen. Er verstand nichts von der gothischen Kunst, aber das Schöne

gefiel ihm, und er ließ sich von dem Wenigen, was ich über den Gegenstand wußte, gern mittheilen. Ins Posthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgespannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beschauen. In der Vorstadt könnten wir in den Postwagen steigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewissen Freude, wo und wie die Oesterreicher Fehler gemacht, wo diese gestanden und von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzosen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oesterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an seine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dies und Das anders geworden wäre, wenn man Dies und Das nicht vernachlässigt hätte.

Sie sind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie sind kein Deutscher, fuhr ich fort;

denn aus allen Ihren Worten spricht sich, wie mir scheint, mehr Sympathie für die Franzosen, als für meine Landsleute aus.

Es ist war, ich bin kein Deutscher, antwortete er, doch ist mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie schuld daran, daß meine Worte diese Färbung annehmen. Es ist eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unseren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner mystischen Landsleute neuerer Zeit so weit, ihn als einen wahren Messias der Welt darstellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei diesen Worten die Achsel zuckte und daß er die scheinbare Freude an dem Siege der Franzosen als eine Folge schlechter vorurtheilsvoller Erziehung darstellte. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, dem an sich schon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Postwagen kam, und wir stiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeisterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unseren Plätzen saßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, seine Sache und seine Helden in seinen Busen ausschüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke,

indem er auf den neben uns sitzenden Capuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verstehen, daß wir nicht allein wären und daß dieses Thema nicht in Gesellschaft zu verhandeln sei. Er that es mit solcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeisterung nicht im Geringsten beleidigt war, ja, seine Mahnung sogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt sprachen sich in seinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewisses Maß, eine gewisse lobenswerthe Vorsicht aus, wie sie bei seinen Landsleuten selten sind. Mit Geschick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reisegefährten ins Gespräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenseitigen Mittheilungen schnell zurückgelegt wurde und die Reisegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern aussprachen, die Reise nicht weiter in dieser Gesellschaft fortsetzen zu können. Wir blieben zusammen, denn unser beider Reiseziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Postwagen warten, der aus Nürnberg kommen sollte. Ich legte in der Gaststube mein kleines Gepäck ab, und mich selbst streckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwischen München und Regensburg verloren hatte,

einzuholen. Aber schon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort besser als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reise werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgestellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl sei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutschen Herbste nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Postwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem sie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kissen und Decken so bequem als möglich zu machen suchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein solches Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reisen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben

Fieber; Sie müssen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reise fortsetzen wollen.

So sprechend verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in russisches Leder gehüllten Reise-Necessär zurück, das er auf den Tisch stellte und aufzuschnallen und aufzuschließen anfing. —

Hier in diesem Kasten, sagte er, habe ich eine ganze Reise-Apotheke. Sie müssen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine russische Fürstin mit dergleichen Zeug reise. Das Necessär ist das Geschenk einer besorgten Mutter, der ich habe versprechen müssen, es auf allen Reisen mitzuführen. Die gute Mutter! sie hält mich für geborgen, wenn ich die Maschine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf diese Reisen begab, habe ich es in Venedig, meinen Wohnort, vergessen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Post habe nachkommen lassen.

Bei dem Worte „Venedig“ fuhr ich zusammen — ich richtete mich auf und sah am Reise-Necessär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieser mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wissen, wie sehr ich auch fürchtete, in mei-

ner Vermuthung bestärkt zu werden. Das Wappen, sagte ich mit zitternder Stimme, ist mir bekannt; ich bin kein starker Heraldiker, aber ich glaube, es ist ein gräfliches.

Ja, sagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Zanetta's Pole ist ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch sein; Sie mögen es in Wien oft gesehen haben.

Möglich, sagte ich zitternd, möglich — Sie sind so gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich ist, wenn ich Ihren Namen zu wissen wünsche.

Mein Name — sagte er zaudernd, indem er ein Flasche aus dem Necessär zog und ein Gläschen mit ihrem dunkeln Inhalt füllte — mein Name ist . . . da unterbrach er sich wieder, indem er mit dem Glase an mein Sopha trat . . . Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird schnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht wenn du wüßtest, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdest mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, sagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erschrecken Sie nicht, es ist nicht einmal Medicin, sondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herstellen — probatum est!

Nein! sagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergessen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raizky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raizky; rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raizky sah mich erstaunt an; mein ganzes Benehmen, besonders mein Jubel, da er seinen Namen nannte, mochten ihm sonderbar erscheinen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie Sich mit dem Gesichte zur Wand und schlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein schwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verschiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere

polnische Grafen in Venedig hausen? — wie kommt's, daß Graf Raizky dasselbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen desselben Alters sich zu derselben Zeit auf der Reise befanden? Mit diesen Fragen beschäftigt und von den auf diese Weise aufgeregten Erinnerungen an Venedig, sein schönstes Weib und meine schönste Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorieen vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das schöne venetianische Volkslied „O pescator dell' onda“, das Zanetta zu singen pflegte, verschwommen und undeutlich wie Bienensumsen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte schon die Augen offen; ich sah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenster stand, in Gedanken vertieft in den regnerischen Tag hinausstarrte und zerstreut das Volkslied vor sich hinbrummte. Also noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch sein! — Meinetwegen! Ich resignirte mich und nahm mir vor, die Lösung des Räthsels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieser Entschluß verging wie Dunst, sobald der Graf bemerkte, daß ich erwacht

war, und sich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Gesichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten lassen, den er mir nun selbst entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Tasse hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte ob sie noch heiß war. — O, sagte er mit zufriedenem Gesichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reise ruhig fortsetzen.

Sie haben da ein schönes Lied vor sich hingesummt, sagte ich selbstquälerisch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig gewesen sein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O schöne Venezia!

Nach diesem entzückten Ausrufe hielt ich es für besser, nicht weiter zu fragen. Ich stand auf und machte mich zur Reise bereit; denn schon war es Abend geworden, und wir hörten den nürnberger Postwagen die Straße herunterrollen. Wir stiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch kalten Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmischen Bergen entgegen. Diesmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der

seit Stunden gehegten Angst, der neben mir sitzende polnische Graf könnte trotz aller Verschiedenheit des Namens der polnische Graf Zanetta's sein, so müde, daß ich mich hütete, das Gespräch eine Wendung nehmen zu lassen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel stürzen können. Wir sprachen über gleichgültige Dinge, über Reise-Eindrücke, über die wiener Gesellschaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich schweigsam. Mein leichtes Sommer-Costume bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht seine Unzulässigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind nordisch kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich so tief als möglich in die gepolsterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jesus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germanischen Herbst in einem Costume herauszufordern, das für italienischen Sommer berechnet war.

Graf Raizky lächelte zwar über meinen studentenhaften Leichtsinn, meinte aber doch sehr ernsthaft,

daß das nicht so bleiben könne und daß auf der nächsten Station geholfen werden müsse. Glücklicher Weise kamen wir bald im nächsten Posthause an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf schon hinabgesprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Conducteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechseln.

Könnte ich nicht indessen einen Koffer abpacken und öffnen lassen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Conducteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüstert, griff er in die Tasche und drückte ihm eine Hand voll baierischen Silbers in die Hand. Der Conducteur sah ihn erstaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Passagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, schnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen schwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelassen, und der Graf selbst trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den strömenden Regen unter die Wagenremise,

wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was suchen Sie so eifrig? fragte ich.

Es muß sich in dem Koffer ein prächtiger Reise-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reise-Camerad, treffliche Dienste leisten wird — erwiederte der Graf, während er in den Kleidungsstücken herumwühlte.

Umsonst bat ich ihn, sich die Mühe zu ersparen, indem ich mich auf meine gute Constitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ sich nicht stören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Conducteur so viel möglich eine Gesetzes-Uebertretung zu ersparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem anderen Koffer stecken!

Der Conducteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken lassen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Conducteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß sein!

Unmöglich! rief der Conducteur noch einmal — das Gesetz! das Gesetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich; ich versichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm den Conducteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, solcher Güte zu widerstehen, murmelte der Conducteur — Hausknecht, den anderen Koffer! . . . das schlechte Wetter wird die Verspätung entschuldigen.

Der Graf stopfte Kleider und Wäsche in den Koffer, der, kaum geschlossen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten stand ein zweiter Koffer im Hofe. In diesem endlich fand sich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verschließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer fast kindischen Freude knöpfte er ihn selber zu und verpackte mich so von oben bis unten. So, lieber Freund! sagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich sehe ihn noch, als hätte ich ihn gestern getragen. Aus dich-

tem und festem englischem Stoffe, legte er sich doch, da er mit Wollseide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte sich vorn doppelt um die Brust. Man stak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir diese Hülle sehr wohl that, und der Graf freute sich mit diesem Bekenntniß. Unbekümmert, ob sein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldstück hin und drängte mich, nun einzusteigen, um den armen, vor dem Gesetz zitternden Conducteur nicht länger aufzuhalten.

Rasch flog der Wagen dahin. Gemächlich saßen wir in unserem Coupé und ließen Wind und Regen an die geschlossenen Fenster schlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reisegefährte, Sie befinden Sich so besser?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! so wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da saßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in diesem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geschichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an.

Jener „alte Einsiedler des Herzens“ fing wieder, erst in abgebrochenen, dann in zusammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieser Mann, dieser Fremde, der seit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuft hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgfalt bewiesen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verschiedenheit doch derselbe wäre, den du gewisser Maßen bestohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan hast? Wie kämen mehrere polnische Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieser, das Lied „O pescator dell' onda“ von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieses Lied sangen? Zwei Zanetta's sind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und sagte dieser Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polnischen Revolution?

So fragend fuhr der Einsiedler fort, gleich einem Criminalrichter, der trotz falscher Papiere und Pässe die Identität einer Person herzustellen sucht. Mir wurde bange bei all diesen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich so quälte, ver-

sank ich immer tiefer und tiefer in Stillschweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, sagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgesprochen. Es muß Ihnen sonderbar geschienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Gesellschaft, und ich habe schon die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, besonders aber meine Art, zu reisen, gebieten mir die größte Vorsicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Compromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das ist Graf Zalesky auch! dachte ich und erschrak. Aber, fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele compromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den obersten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier sehen, auf Reisen, allein, unbewacht, scheine ich Ihnen ein freier Mann zu sein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeit lang auf dem Spielberg gesessen, hat es meine Familie durch Protection dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem

letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewissen Umkreise und in gewissen Ländern reisen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geschichte des Grafen Zalesky. Mir wurde heißer in in meinem Paletot — ich seufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausstieß.

Was haben Sie? fragte mein Reisegefährte besorgt, sind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es ist nichts! rief ich schnell. In der That, dachte ich, kann die österreichische Regierung nicht systematisch mehrere compromittirte Polen in die einsame Lagunenstadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die österreichische Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal ist ihr Verfahren bei ihrem System ein sehr mildes, denn ich gehörte zu den Compromittirtesten unter den österreichischen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polnischen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die sie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens gesucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anstatt in Regensburg und

im Eilwagen auf dem Marcusplatze kennen gelernt. Sie hätten durch mich ein Weib zu sehen bekommen, wie es die Natur in diesem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geschaffen, ein Weib so schön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitternisse des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergessen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du bist geliefert! dachte ich, und streckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte sich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er schien sich zusammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zusammengezogene Schlinge, um die Brust drückte er wie eine Folter, und in die Arme schien er sich mit Brandmalen festzufressen. Ich bedurfte aller Geistesgegenwart, um nicht laut aufzuschreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Brust drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Besinnung genug, die stockfinstere Nacht zu segnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Gesicht zu sehen;

es muß alle jämmerlichen Farben eines Armensünder-Gesichtes gespielt haben.

Ich bin nicht sentimental, fuhr er ruhig fort, darüber ist man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Zanetta. So heißt sie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie sich sein Gesicht bei diesem Namen verklärte.

Zanetta! schrie ich, Zanetta! Und mit diesen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich sämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Zanetta! schrie ich noch einmal, Zanetta heißt sie, und Sie, wie heißen Sie?

Was ist Ihnen, sagte der Graf, indem er sich vorbeugte und mir ins Gesicht zu sehen suchte, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringsten, antwortete ich möglichst ruhig. Du gehörst einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert mich daran, daß Sie auch schon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es ist mir so schwer, Ihre polni-

schen Namen zu behalten. Raizky, glaube ich, sag-
ten Sie; ist es nicht so?

Wohl, so sagte ich, antwortete der Graf, doch
muß ich Sie um Entschuldigung bitten, denn Raizky
ist nicht mein eigentlicher Name. Unsere Familie
hat ihn mit einigen Gütern erst vor Kurzem geerbt,
und die österreichische Polizei zieht es vor, mich unter
diesem unschuldigen Namen reisen zu lassen und für
die Zeit meiner Reise den eigentlichen, compromit-
tirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So
nehme ich denn auch den Namen meines Passes an,
um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich
aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich gestehe, daß es
mir mit dieser Klarheit auch klarer im Gemüth
wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher,
als Dieb, als Gott weiß, was neben meinem Freunde,
meinem Wohlthäter saß. Meine Position war eine
fertige, in sich abgeschlossene. Gern hätte ich mich
schon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche,
darein ergeben, wenn der unglückselige Paletot nicht
in seinem höllischen Zauber fortgefahren wäre. —
Die Cigarre des Grafen, eine köstliche Cigarre, hatte
ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft,
zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit seinem

Brennen, Drücken, Zusammenschnüren klebte mir am Leibe, und es schien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italienischen Herzog, der als Gefangener in einem kunstvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieses Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken sah, bis sie sein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Nessuskleid, das sich in die Glieder des unglückseligen Helden festfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu schwärmen, und ich dachte das Tollste. Es zog mir sogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Graf nicht indessen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Racheglühend ist er mir nachgereis't, hat mich eingeholt, hat, während seines langen Aufenthaltes ganz zum Italiener geworden, mir mit verstellter, perfider, wälscher Freundlichkeit ein künstlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reis't nun neben mir, um sich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handschuhe, Cigarren sind keine Fabel, warum sollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da saß er in seinem Winkel und plauderte und erzählte so ruhig fort, so unschuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus

merkte, war er wieder auf den polnischen Feldzug gekommen und sprach mit großem Feuer, mit vieler Begeisterung für sein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem stolz macht! Bei diesen Worten riß er seine Kleider auf, faßte meine Hand und führte sie über die Fläche seiner Brust. Ein Schauer durchzuckte mich; diese Brust glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er sie leitete, ging sie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von russischen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigsten Jahre, sagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand sinken.

Darauf schwieg er und schien sich in Erinnerungen an alte Zeiten zu versenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn seines Vaterlandes ist er auch! seufzte ich in tiefster Seele. Anstatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen so sehr

gewünscht und mit so vielem Rausche genossen hatte. Leise zog ich den Paletot ab und legte ihn zwischen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne schlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reuethräne. Ich verwischte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde Graus.
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier schwieg der Erzähler und sah die Gesellschaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Russe.

Ja wohl, und dann? — setzte einer der Freunde, ein deutscher Arzt, hinzu. Mit diesem musikalischen Schlusse ist uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort, trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schicksale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie ist oft das Fabula docet einer moralischen Geschichte, sagte der Arzt, also heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck —, von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig so lieb gewonnen, daß er sich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger gesetzter Mann für die Lagunenstadt mit derselben Tapferkeit schlug, wie einst für sein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

3.

Das Wort einer Frau.

Durch diesen Schluß, sagte der Arzt, nachdem die Gesellschaft eine Zeit lang theils nachdenkend, theils debattirend die erzählte Geschichte noch einmal geprüft hatte — durch diesen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Diese —

in Verbindung mit Ihrem „Einsiedler des Herzens“ erinnert mich an eine Begebenheit, die sich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt prakticirte, gewisser Maßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutschlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in schönen, eleganten Landhäusern und bequem sich ausbreitenden Gärten den Comfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein schönes und bequemes Landhaus besaß, in diesem Städtchen an und richtete sich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der besten Gesellschaft an. Aus einer hohen und reichen Beamten-Familie entsprossen, hatte er seine Studien schnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reisen gegangen, und so eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt seiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren sollte. Ein kenntniß- und

geistreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereis't. Er hatte viel gesehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweise um im Geiste die glücklichen, freien Reisetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für seine künftige Carriere manchen praktischen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft so nützlich ist, etwas vor seinen Collegen Auszeichnendes, eine Specialität geben könnte, hatte er sich auf dieses Landhaus zurückgezogen und war sogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduard's Ankunft traf in dem Städtchen ein seit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gast ein: Frau Louise von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die sich seit mehreren Jahren nach den rauschenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hiesiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Gesellschafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe sagen, sie suchte es auf, sobald es nur ihre Pflichten und die

Sitte gestatteten. Man nannte sie in dem Städtchen die erste Schwalbe. Diesmal kam sie, da ihr Mann durch die politischen Reformen seines neuen Fürsten in seinem Bureau festgehalten war, wie übrigens schon früher geschehen, allein. Man wunderte sich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar sehr anstands- und rücksichtsvolles, aber doch sehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Gesellschaft fehlte, so war die Bekanntschaft zwischen Eduard und Frau Louise von B . . . leicht gemacht, um so leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schwester Eduard's es diesem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die ersten regnerischen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erste Besuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man sich einer arbeitssamen Einsamkeit gewidmet hat und durch gesellschaftliche Pflichterfüllung aus dieser liebgewordenen Einsamkeit herausgerissen wird. Aber dieses Unbehagen konnte nicht lange bestehen. Louise war schön, geistvoll und stand eben in jenem verführerischen Alter, wo sich eine voll und reich entfaltete

Jugend mit einer angenehmen, den Umgang so sehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Diese Erfahrung und ihr heller, menschenkennerischer Verstand wären zwar geeignet gewesen, auf ein frisches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle sucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegisches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnsucht nach Unbekanntem dem Wesen der schönen Frau die gewünschte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge schöne Frau an einem älteren Mann gefesselt, in eine tolle, conventionelle Welt geworfen — das Räthsel war leicht gelös't, das Elegische erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erst ihre einzige Gesellschaft, später, da das Städtchen sich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von seinen Reisen, sie hatte nach ihrer Hochzeit dieselben Länder gesehen, und sie schwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher schöne Punkt Italiens, Griechenlands schien Eduard schöner, als er ihm vom Munde Louisens beschrieben wurde. Sie kannte bald Eduard's Beschäftigung, und sie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte seine Notizen und Ta-

gebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinschaftlicher Arbeit. Als Louise Einsicht in die Papiere hatte, lernte sie mit dem der schwärmerischsten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rücksicht auf seine künftige Wirksamkeit sammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie sie in seinen Tagebüchern gern bei der Beschreibung des Schönen verweilte, wie sie da jede Andeutung verstand, sie commentirte und sich daran begeisterte.

Bald, freilich, waren diese wohlgefälligen gegenseitigen Beobachtungen die Hauptsache. Die Arbeit, mit großem Eifer angefangen, ging langsam von Statten; wenn sich die Hände berührten, trennten sie sich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn sich die Augen trafen, kehrten sie sich nicht gern ab, um todte Schrift zu lesen. Louise und Eduard liebten einander, und sie hatten beide Verstand genug, es bald zu wissen, und Jugend genug, sich dieser Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Louise wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erschraken wie vor einer Entdeckung. Es stellte sich zwar schon aus

dem nächstfolgenden Briefe aus der Hauptstadt heraus, daß Herr v. B . . . seine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem sie die Honneurs machen sollte; aber Eduard war dieser Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungswesen, seinem offenen Charakter und klaren Leben bisher so fremd, gab seinem Schmerze über die Trennung einen störenden, so zu sagen vergiftenden Beigeschmack. Eduard hatte den Entschluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um seine Arbeit, die in der letzten Zeit so langsam vorgeschritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Louisen offen sagte, sich das Schauspiel zu ersparen, wie sie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um sie nicht mit ihrem Manne zu sehen, zu dessen Gesellschaft, ja Freundschaft er in der Stadt durch seine Stellung gezwungen sein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechsel, und Eduard sah mit Vergnügen, wie sich Louise gegen alle die heimlichen Mittel und Vorsichtsmaßregeln sträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieses Briefwechsels zu verbergen.

Louise reis'te ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falschen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Gesprächen

angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines solchen Verhältnisses aufmerksam machten, die plötzliche Vereinsamung — alles das wirkte mit trüber Macht auf Eduard's Gemüth. Die Arbeit, einst so belebt in Louisens Gesellschaft, schien ihm schaal und unerquicklich, und er suchte sich bei der noch anwesenden Stadtbevölkerung zu zerstreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als sie das Städtchen verlassen. In der vollkommenen Einsamkeit versank er in immer tteferen Trübsinn, und seine Briefe an Louise trugen diesen Stempel. In desto häufigeren Briefen suchte sie ihn zu trösten und aufzuheitern, indem sie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe sehen solle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß sie sich durch seine Traurigkeit geschmeichelt fühle. Dennoch forschte sie mit der Anstrengung eines gewissenhaften Arztes nach allen möglichen Ursachen seines Trübsinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und suchte alle diese Ursachen zu heben. So schrieb sie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß sei, daß sie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er sich über diesen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Louise zu

jenen Frauen, an die sich beim ungezwungensten Umgange mit Männern der böse Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Gesellschaft sagt: Sie ist zu klug, um sich in ein Verhältniß einzulassen, das sie compromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B . . . war wieder die erste Schwalbe des Städtchens; ja, sie kam in diesem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann sie für jene hastige Abberufung entschädigen wollte. Sie fand Eduard sehr verändert. Er war blaß, schweigsam und in sich versunken. Sie konnte sich nicht sagen, daß er sie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand sie jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke inniger, intensiver; aber sie mußte erkennen, daß die Freude des Wiedersehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zustande seiner Stimmung keine Krise hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in so hohem Grade fähig ist, erschöpfte sie in den langen Nachmittagen und Abenden, die sie während der schlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünste, die sie schon in ihren Briefen erschöpft hatte; sie war heiter, um ihn zu erheitern, sie weinte, um sich von ihm trösten zu lassen. So gelang es ihr

wohl, ihn auf Momente aus sich selbst heraus zu reißen, im Ganzen aber blieb sein Zustand derselbe. Am Ende schien es ihr, als ob er ihr etwas verschweige, als ob er eine Frage an sie zu richten habe, die er nicht auszusprechen wage, und daß sie seinem Trübsinn auf der rechten Spur sei, bemerkte sie einmal mit Erstaunen, als sie ihm wieder lange zugeredet hatte und er sich plötzlich lächelnd und wie scherzend zu ihr wandte und so obenhin fragte: Liebst du mich denn wirklich, Louise?

Für Louisen war das Räthsel gelös't; nicht Scrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduard's Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn sie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Louisens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte sich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indessen war es sonnig geworden und grün, und die Liebenden durchschweiften die Gegend, und Eduard schien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Louisen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen

hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da so heimlich und von aller Welt abgeschlossen war, zog man es vor, die schönen Stunden in der buschigen Laube beim Gesang der Vögel, dem Dufte der sich erschließenden Blumen zuzubringen. Louise saß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie sprachen wenig; Louise schien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebst du mich denn wirklich, Louise?

Louise antwortete nicht; sie zog die Hände aus den Haaren Eduard's, in denen sie gespielt hatte und sah, beleidigt, erst vor sich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitschernd über den Garten flogen.

Da erschallt ein Schuß in ihrer nächsten Nähe; sie sieht herab, Eduard liegt mit zerschmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Louise. Sie springt auf, zieht den Schleier vors Gesicht, eilt über die Gasse hinüber in Eduards Wohnung auf seine Stube. Da liegt ein Messer auf dem Tische, damit erbricht sie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, schiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hause.

Der Arzt schwieg, seine Geschichte war zu Ende.

In dieser Geschichte, lieber Freund, sagte der Russe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterlistig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Factum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Factum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unserem jungen Freunde zu zeigen, wie verschieden sich jener fein Einsiedler des Herzens äußert, besonders wenn er überrascht wird.

Das ist ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! sagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweisen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verschweigen könnte. Frau Louise v. B... wurde in späteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich saß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war protestantisch und hatte keinen Beichtvater, da schenkte sie ihr Vertrauen dem Arzte und sie selbst war es, die mir diese Geschichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund

will, erlaube ich ihm das als eine Regung seines viel genannten Einsiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir alle, denn das ist das Richtige!

4.

Ein frommer Betrug.

Mit diesem uns alle ehrenden Ausruf verlassen wir die Gesellschaft der Erzähler von St. Hippolyt; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewissen eine Rolle spielt, will ich die Geschichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtsein reinsten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie seinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptsächlichen Schauplatz dieser Begebenheit, habe ich selbst zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauschen seiner Tannen und Eichen ist mir die Geschichte aus authentischstem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B . . . gehört zu den bekanntesten nnd reichsten Banquiers-Familien des Continents. Die Herren v. B . . ., nachdem sie in ihrer Provinz großen Grundbesitz und in ihrem Staate, einem der Großstaaten Europa's, den Adels-Titel sammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Aristokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber lassen sie echt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern, und zeichnen sie sich durch jenen specifischen Stolz aus, der sich in der heutigen plutokratischen Welt mit dem Bewußtsein ihrer fast ausschließlichen Macht verbindet. Neben dem commerciellen Gewinne besitzt der Vorsteher dieses Hauses das Geschick, durch eine halb mediceische Art von Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöse Feste und durch Betheiligung an philanthropischen Unternehmungen einen gewissen Glanz um sich zu verbreiten, der die Cassen und Ziffern und die Prosa des Geldlebens vergessen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B . . ., indem sie die Armuth unterstützen und so dem Hause noch den Ruf der Wohlthätig-

sichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthistorisch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptstadt herabgesunken ist, den Palast, den ehemals die erste Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen seiner historischen Wichtigkeit sowohl, als wegen seiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden ist, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In seinen Sälen hat Herr v. B ... Sculpturen des größten Bildhauers dieses Jahrhunderts aufgestellt. Die Provinz ist von seinen Schlössern und Muster-Meiereien so zu sagen bedeckt; worauf er aber besonders stolz ist, das sind die Parks, welche er von englischen Kunstgärtnern an seinen Schlössern mit großen Kosten anlegen ließ und die, wie sein Palast in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden sind.

Die Familie v. B ... steht mit Einem Worte in vollster Blüthe. Aber sie hat den Ring des Polykrates vergessen, sie hat es vernachlässigt, den „Neid der Götter" zu versöhnen. Herr v. B ... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer seiner Frau standen. Unter ihnen zeichnete sich die jüngste, Emilie, nicht nur durch höhere, geistigere Schönheit,

sondern auch durch eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft aus, der Niemand widerstehen konnte. Man hatte das schon früh bemerkt und baute auf Emilien die stolzesten Hoffnungen. Durch sie hoffte man eine angesehene, wahrhaft aristokratische Verbindung erreichen und so factisch in die Welt des historischen Adels eintreten zu können. Aber schon in ihrem sechszehnten Jahre fingen die schönen und sanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem siebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war sie eine arme unglückselige Blinde. Das Unglück lastete schwer auf der Familie. Es versteht sich von selbst, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reisen zu den berühmtesten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reisemühen als schädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt. Sie alle gaben nur spärlichen Trost, indem sie auf die ferne Zukunft verwiesen, oder gar keinen, indem sie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hause diejenige, die sich bei den traurigen Aussichten zuerst und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit stellte sich bald bei ihr ein, und sie suchte die Anderen über ihr eigenes Unglück

zu trösten. Nach und nach gewöhnte man sich an die Unglückliche, die, von einer Gesellschafterin geführt, im Hause umherschlich; man umgab sie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Gesellschafterinnen ihres Alters, die sie unterhalten sollten, Vorleserinnen in mehreren Sprachen, Musiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der schönsten Kammer-Compositionen erheitern sollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B ... das Unglück seiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürstliche Weise zu verschönern verstehe.

Mit diesem ihrem Hofe lebte Emilie im stillsten Flügel des Palastes. Da sie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauses oder befreundeter Familien, noch an Besuchen u. dgl. Theil nehmen konnte, wurde sie in ihrer kleinen Welt immer einsamer. Mutter und Schwestern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küssen und ihr einige freundliche Worte zu sagen — dann hörte sie meist den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal versammelten sie sich mit den intimsten Freunden in Emiliens Zimmern, um daselbst ein kleines Concert

anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es ist traurig, aber wahr: auch Kinder sinken im Preise. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog sich immer mehr in sich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbste einmal von der Villa in die Stadt übersiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Gesellschafterinnen den Winter in dem einsamen Hause zuzubringen. Die Eine Schwester war verlobt; man machte sich zu glänzenden Festen bereit, der Winter sollte lärmend werden — man sah ein, daß all das Emilien nur stören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte sie im Nothfalle schnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunsch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hause gewisser Maßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, besonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden besucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie

erinnerte sich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte sich wohl im Bewußtsein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert als in der Stadt, konnte sie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; manches, was sie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war sie unter ihren heiteren Genossinnen die Heiterste. Mit Spazierfahrten, Vorlesung, Musiciren, selbst ernsteren Studien verging die Zeit aufs angenehmste.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte sich der Welt verschlossen, eben, da sich ihr das Herz vielleicht erschließen wollte. Erschrocken vor dem Unglück, zog es sich zuerst krampfhaft zusammen und entsagte nach Ueberwindung des ersten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und schmerzlich beschäftigt, sich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweise an die Vereinsamung zu gewöhnen. Jetzt da diese Kämpfe überstanden waren und sie zu einer Art beschaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünsche, die seit ihrer ersten Jugend gewisser Maßen unberührt in ihr geschlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die Lectüre mancher poetischen Werke erinnerte sie daran, und sie

zuckte die Achseln, schmerzlich lächelnd. Aber es sind nicht die edelsten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; sie weiß andere und oft bessere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleserin ein neues Buch auf dem Tische. Es war ein schön ausgestatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetischen Kräfte der Provinz zu sammeln und anzuregen. Herr v. B . . . war wohlthätig und unterstützte Künste und Wissenschaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren subscribirt, und eines hatte man Emilien geschickt, wie man sie überhaupt mit dem Neuesten versorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächsten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende gelesen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, sich durch so viel Gestrüpp zu schlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überrascht stehen; die Vorleserin hielt unwillkürlich inne, als ob sie sagen wollte: Hier ist etwas von einer ganz anderen Gat-

tung, und als ob sie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte spöttische Stimmung verbannt und sich auf eine ernstere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem ersten Verse alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leser oder Hörer meist mit den einfachsten Worten auf unerklärliche Weise ergreifen und selbstherrschend um ihn eine Atmosphäre verbreiten, der er sich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleserin Emiliens nach einigem Stillschweigen vortrug. Ein edles Gemüth sprach in ihnen eine sanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob diese Lieder bereits in Musik gesetzt wären, als verlangten sie nur gesungen und nicht gelesen zu werden. Emilie ließ sie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; sie war tief ergriffen. Sie ging ans Clavier und suchte unter Mendelssohn's Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu diesen Versen gepaßt hätte. Sie fand keine und spielte sich endlich, um die angeregte Stimmung festzuhalten, das Adagio aus Beethoven's Cis-moll-Sonate. — Dann versank sie in Träumereien und wurde schweigsam. Erst spät fragte sie nach dem Namen des Verfassers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, diesen Karl Blank!"

sagte sie, indem sie das Buch nahm und sich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die schönen Verse enthielten. Dann legte sie selbst ein Zeichen in die Blätter, schloß das Buch und ließ sich an diesem Abend nichts mehr vorlesen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorlesung der Gedichte, wieder den Wunsch äußerte, den Verfasser kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunsch der gütigen und sanften Herrin erfüllte, so fing man an, sich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Besonders war der Major domus bei solchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein bescheidenes Leben führte.

Das Unwohlsein einer der Gesellschafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wissen Emiliens, herbeizuholen. Erst als er schon im Hause war, wurde sie davon in Kenntniß gesetzt und gefragt, ob er ihr vorgestellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging sie darauf ein, obwohl man ihr gesagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den zwanziger Jahren und von sehr liebenswürdigen Manieren sei. Die Gouvernante glaubte eine Be-

merkung machen zu müssen, aber Emilie lächelte halb schmerzlich; durch ihre Blindheit war sie vor jeder übeln Nachrede geschützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu sagen, wie sie seine erste Bekanntschaft gemacht. Er selbst fühlte sich beengter, verlegener. Jung und noch wenig beschäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menschliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erste Anblick dieser anmuthigen Gestalt, die zum Glücke geboren schien und in der schönsten Zeit des Lebens vom Leben ausgeschlossen war. Er stotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; desto mehr hielt sie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Wesen und Zuvorkommenheit ihm seine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach seiner Studienzeit in der Welt gelebt; erst seit Kurzem hatte er sich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daselbst seine weltmännischen, sicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald seine Fassung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hinge-

bung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweisen. Der Ton seiner Stimme that ihr wohl; sie war männlich und sanft und paßte so zu seinen Worten. Als Blinde hatte sie es gelernt, die Menschen nach den verschiedensten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und so fand sie auch, daß in seinem Händedruck beim Abschiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem ersten, als sie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als sie alle ihre Gesellschafterinnen versammelte, um sich sein Aeußeres beschreiben zu lassen; sie stimmten alle darin überein, daß er etwas sehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geschaffen sei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er sei zwar nicht geradezu schön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth seien, wie ein sanftes, doch sehr ernstes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß sei, aber viel Energie verrathe und diese wohlthätig mit einem sanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte sein Benehmen nicht genug rühmen und schilderte vorzugsweise seine Art, zu sprechen, zu gehen, zu sitzen, sich zu bewegen, und so wurde es Emilien nicht schwer, sich aus den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen

besonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karl's zusammen zu setzen.

Karl kam bald wieder, um seine Kranke zu sehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauses zu begrüßen. Er schloß sich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienst leisten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikanische Brücke, und sein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante sie führte. Er übernahm alle Functionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam, er stützte sie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege schob er vorsorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien seine Geschäftigkeit nicht merken zu lassen, ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten. Beim zweiten Besuch wagte es Emilie schon, ihm von seinen Versen zu sprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei diesem Gegenstande, aber bescheiden wußte er das Gespräch in ein allgemeines über Poesie zu verwandeln. Gern hörte sie ihre Lieblingsdichter von seinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte sie seinen Urtheilen, die in kla-

ren Worten aussprachen, was sie nur dunkel gefühlt und wovon sie sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Es schien ihr, als ob sie nun Alles besser verstände und als ob sie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzusehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die schöne Gedanken- und Phantasiewelt, welche Emilie in ihrer einsamen Nacht um sich aufbaute, und es schien ihm eine süße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu sein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht stehen. Bei späteren Besuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbarkeit Emilie seine Rathschläge annahm, erlaubte er sich, sie auf manche Fehlwege aufmerksam zu machen, auf die sie bei ihren ernsteren historischen Studien gerathen war, und bald war er gewisser Mäßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in diese kleine abgeschlossene Welt, wie das immer geschieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreise erscheint. Einem Manne gegenüber sind Frauen nicht eifersüch-

tig auf ihren Einfluß; einem gebildeten gestehen sie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Gesellschafterinnen. Es wurde viel von ihm gesprochen; seine Gespräche gaben Stoff zu neuen Gesprächen, in seiner Abwesenheit berief man sich auf ein von ihm ausgesprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte sie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte sie ganze Stunden im vertraulichsten Gespräche.

Da sie sich in seiner Gesellschaft neu aufleben fühlte, so war es natürlich, daß sie ihm von ihrer früheren Vereinsamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeschlossenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungestört ins Auge sehen; es glänzte milde wie ein sanft umhüllter Stern, und das seine konnte unbelauscht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte sie das und als sehe sie ihm ins innerste Herz. Er irrte sich nicht; am Zittern des Arms, am Tone seiner Stimme, an manchen Worten erkannte sie mit dem Instincte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens sprach sie der

Mutter, die sie oft besuchte, mit Begeisterung von der neuen Bekanntschaft. Die Mutter äußerte den Wunsch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen bestimmten Tag eingeladen, um ihr vorgestellt zu werden. Frau v. B . . . fand ihn sehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er sich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet sei, in der großen Welt sein Glück zu machen, und lud ihn schließlich ein, sie doch ja zu besuchen, wenn er in die Stadt komme, und ihr Haus als das seinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Gesellschaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Besuche des jungen Arztes ernster. Emilie war rücksichtslos gegen eine Welt, die für sie nicht existirte; sie gab sich ihrer Freundschaft ohne Rückhalt hin, sie machte kein Hehl daraus, daß sie in Karl's Gesellschaft Stunden und halbe Tage verlebe, sie zeigte sich auch außerhalb des Parkes an seiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will sein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hilfe guter Freunde bis an die Ohren der

Familie v. B... Anfangs war man überrascht, ja, bestürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegersohn in die Familie aufzunehmen, schien etwas Ungeheures. Der Vater seufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einst mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in schlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß sich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden sein müsse, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe sich mit diesem unglücklichen Kinde in so Vieles fügen müssen, man müsse auch das ertragen, daß man sie nicht standesgemäß versorgen könne. Karl sei ein Mann, den man in der Welt präsentiren dürfe, und sein Charakter sei, wie es scheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rücksichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar sei, wenn ein mittelloser junger Mann eine solche Gelegenheit benutze, seine Zukunft zu sichern. Zuletzt wurde beschlossen, daß der Vater schon am nächsten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn sie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit diesem sprechen solle.

Herr v. B . . . fand seine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karl's Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren sie im vollen Bewußtsein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerst gewußt, daß sie einander liebten; er hatte es ihr zuerst gesagt.

Und du willst als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte sie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anstatt aller Antwort die beiden sanften blinden Augen. Da wischte sie die Thränen ab und rief mit freudestrahlendem Gesichte: Wie segne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was sie sonst aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweises ihrer Liebe? Und sie — war sie nicht seiner innigsten Liebe gewiß, da er sie, die Hülflose, für ein Leben lang in seinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigste Erinnerung an die Schätze, die sie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So seiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete sie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B . . . erwiderte, daß er nach reiflicher

Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer gestrigen Besprechung hervorging, einverstanden sei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Conferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu sprechen. Herr v. B . . . schickte seine prächtige, mit Wappen geschmückte und von zwei feurigen englischen Pferden gezogene Carrosse ab, daß sie ihn abhole. Ist einmal die Sache so weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein convenables Auftreten und die Bedürfnisse des Luxus gewöhnen.

Herr v. B . . . nahm indessen die Muster-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenschein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, sah er von fern schon die Carrosse heranbrausen und fand, als sie in den Hof einfuhr, daß sich Karl in einem solchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er sich mit Würde zurückzulegen verstehe.

Herr v. B . . . empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie gestört und ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen

zu besprechen. — Mit diesen Worten nahm er ihn freundschaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkseite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenstande sprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen gewesen wäre. Indessen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verschiedenheit unserer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verschwunden ist, und bei der Natur der in Rede stehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu compromittiren, jede Formalität bei Seite setzen, indem ich selbst von dem Gegenstande beginne. — Sie haben es verstanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünschen sie zur Frau zu haben . . .

Ich bitte, Herr v. B . . . — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, diese letzten Worte . . .

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B . . . fort, stille, ich weiß Alles. Es ist mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder so zu erziehen, daß sie kein

Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben Sich gewisser Maßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B . . . die eine Hand auf die Schulter Karl's, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen diese Verlobung einzuwenden.

Sie sind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig seine Hand in die dargebotene des Herrn v. B . . .

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B . . . fort, ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindrucke, den Sie mir selbst und Frau v. B . . . gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich besseren Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unserem Kinde setzen wir auch gern jede Rücksicht bei Seite, die uns sonst Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doctor, fügte Herr v. B . . . human lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben.

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus diesen Worten sprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B . . . seine Hand. — Warst du denn auf dergleichen nicht gefaßt? fragte er sich.

— Geduld! Geduld! und er krampfte die Hand zusammen und setzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B . . . fort. Dieser schien eine Antwort zu erwarten oder die Fortsetzung seiner Rede zu überlegen und schwieg. In Karl stieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B . . . nicht ein Wort hinwerfen solle, das ihn beschämen mußte. Aber dieses Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das selbst Emilie noch nicht kannte und das sie doch vor allen Menschen zuerst kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!" und schwieg. — Dann dachte er wieder an all das Gerede, das seit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen seiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobsprüche, daß er ein praktischer Mann sei, der ein Auge zuzudrücken und sich eine der reichsten Erbinnen des Landes zu holen wisse. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr dasselbe aus dem Munde des Herrn von B . . . zu vernehmen, der wieder begann:

Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie setzen bei mir, wie ich mir schmeichele, einigen praktischen Sinn voraus; Sie wissen, daß ich unser Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illu-

sionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie Sich mir gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie Sich! Ich achte den Mann, der — Sie sehen, ich spreche offen — mit einiger Selbstverläugnung, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, für seine Zukunft zu sorgen versteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer solchen Handlungs- und Anschauungsweise fähig ist. Und damit Sie sehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältnisse betrachte, so füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß sind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es ist nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer sei.

Karl blieb stehen, keines weiteren Schrittes fähig. Handelsmann! — das Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er dachte an Emilien, an die Vorsätze, die er gefaßt, an sein süßes Geheimniß, und er wischte sich schweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit einem Worte mit plötzlicher Enthüllung seines Geheimnisses zu beschämen, aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerst kennen müsse. Er faßte sich und sagte so ruhig als möglich:

Herr v. B . . ., erlauben Sie mir, bevor ich auf alles, was Sie mit so großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erst noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu sprechen.

Herr v. B . . . war zwar etwas überrascht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwischen den jungen Leuten nöthig sei, diese Statt finde.

Karl eilte die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

Emilie! — rief er ihr schon von der Thür zu — was habe ich hören müssen!

Wiederhole es nicht — bat Emilie, indem sie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es.

Nein, sagte er, ich werde es vor dir nicht wiederholen — ich werde dich nie so kränken. Ich komme auch nicht darum, fügte er hinzu, und schlang den Arm um ihren Hals — ich komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, daß du vor allen Menschen dieser Erde zuerst kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie?

Ja, ein süßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen

trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszusprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erst wage ich es, dir davon zu sprechen.

Er nahm das holde Gesicht Emiliens in beide Hände und sagte: Versprich mir, es ruhig und mit Fassung anzuhören.

Ich verspreche es, antwortete Emilie, obwohl sie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte sie auf beiden Augen und sagte mit fester und sicherer Stimme: In wenigen Wochen ist die Krankheit dieser beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! schrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen und benetzte seine Wange mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einsamkeit wieder aufgelebt, schluchzte Emilie, soll ich durch dich die köstliche Gabe wieder erhalten? Ich soll dein theures Antlitz sehen können', mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm selbst die Thränen aus den Augen sprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuscht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrensten Aerzte längst aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten so lange und so tief ins Auge gesehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit sanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; scheint es mir doch so gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müsse! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu sagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängstlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, sagte sie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir so eben durch den Kopf zog. Schweige, sprich nicht davon! Nur du und ich sollen das Geheimniß kennen. Gott, es ist schrecklich! Wenn du mich heilst, werden sie dich mit Gold überhäufen, ich aber bin

dir verloren. Niemals werden sie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir schon selbst gesagt, erwiderte Karl und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber soll ich deinem Vater auf all das Beschämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, das und noch vieles Andere. — Er schloß sie herzlich in seine Arme und eilte dann zu Herrn v. B . . . hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwischen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B . . ., begann Karl, zwischen mir und Emilien ist Alles auf das befriedigendste geordnet! — Und mit ceremoniöser Haltung und etwas steifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich schätzen, ich werde mich höchst geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich so in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doctor, antwortete Herr v. B . . ., um-

armen Sie mich als Ihren Schwiegervater ... Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten sich in Gegenwart des Herrn v. B ... umarmen, und er gab ihnen seinen Segen. Dann setzte er sich zwischen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war sehr gemüthlich. Er sprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und schenkte Karl diese prächtige Villa sammt Park, Muster-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeskulap zu bestellen, den er unten in der Säulenhalle aufstellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, sagte er lächelnd, sie stammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu sprechen. Mit Anfang des Frühlings, sagte er, heirathet Emiliens Schwester den Grafen R. ..., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden, Leider gestattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfest zu machen; sie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemessen sein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfest machen. Auch sind Ihre Verhältnisse, lieber Doctor, und die des Grafen so verschieden, die

Gesellschaft wäre am Doppelfeste innerlich so getrennt, daß sich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit seiner Gemahlin auf Reisen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieser Gelegenheit unseren Freunden bei Paris einen Besuch abstatten; so wird Eure Vermählung wohl bis in den Herbst aufgeschoben werden müssen.

Bis in den Herbst? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B ... lächelnd — es ist natürlich, daß es Ihnen so scheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich sein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor sich hin, ohne auf die Worte seines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es spät, und Herr v. B ... nahm Abschied, indem er versprach, morgen Mama herauszuschicken, daß sie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen ja herüber, sagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Frühesten ein Phaeton mit zwei kräftigen Holsteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Gespann und Kutscher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B ... an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf

sich in die Sophaecke, wo er so eben neben ihm gesessen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum so schweigsam, mein Freund? fragte Emilie, die sich zu ihm setzte.

Also bist du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie so verloren? fragte Emilie erschrocken — ist nicht Alles aufs schönste geordnet?

Unsere Vermählung soll ja, wie der Vater bestimmt, erst im Herbste Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchtest du, daß deine Liebe nicht so lange aushält? fragte Emilie scherzend.

O, scherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unserer Vermählung erhältst, dann bist du mir verloren; darüber sind wir beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schwester zur Operation reif sein. Unsere Vermählung müßte um dieselbe Zeit Statt finden; dann, am selben Tage, solltest du, meine Geliebte, wieder sehen können.

Emilie schwieg und versank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob sie einen Ausweg aus dieser Verle-

genheit gefunden hätte, fragte sie: Ist es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der ersten Zeit der Reise Statt finde, oder kann sie um einige Zeit aufgeschoben werden?

Es ist nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß sie in der ersten Zeit vorgenommen werde, man kann sie allerdings aufschieben.

Nun! rief Emilie, so werde ich in meiner Blindheit bleiben bis zum Herbste, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finsterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte sie an sein Herz — nein, um keinen Preis soll deine Nacht länger dauern, als sie muß. Du solltest noch einen Frühling versäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit seinem Meer voll Licht, und das um mich? Nein um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht! rief Karl mit Festigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm sagen: Die Zeit ist gekommen, Ihre Tochter zu heilen, oder auch: Ihre Tochter ist geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zusehen muß, wie du

mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirst.

Du könntest das sehen und kannst von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte seinen festen Entschluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht schon im Frühling vollzogen und ihm so Gelegenheit gegeben werde, seinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit sagte sie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Lasse mich erst mit ihr allein und triff später ein. Ich werde ein Weib sein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchsetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indessen spät geworden; Karl sprang auf und drückte Emilien in seine Arme. Zum Abschied sagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falschen Schein auf mir ruhen lassen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtsein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte so traurig ausgesprochen, daß sich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn so gut als thunlich durchzuführen. Und sie hielt sich Wort. Am Morgen kam die Mutter an. Sie

drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte sie mit Glückwünschen. Bald aber bemerkte sie, daß Emilie nicht so heiter war, als sie erwartet hatte.

Wie sollte ich auch? sagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angst vor dem Gedanken, daß meine und der Schwester Vermählung zusammen gefeiert werden solle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hause und keine Hindernisse vorhanden sind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Cousine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgestattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erschrocken.

Ich hätte sie auch nicht ausgesprochen, fuhr Emilie schnell fort, wenn sie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um Euch nicht zu stören; denn ich bedachte Eure Pflichten, Eure Verbindungen, und was Ihr diesen schuldig seid. Dieses Mal aber betrifft die Zurücksetzung nicht mich allein, sie betrifft Karl, meinen Mann, eben so sehr. Ist es nicht, als ob man sich schämte, ihn als Schwiegersohn zu zeigen, als ob man sich des Abstandes zwischen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte schämte? Werde

ich nicht, wenn Papa bei seinen Gedanken beharrt, ich wiederhole es, wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem sie aufsprang und sie in ihre Arme schloß, du bist mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe schneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten ist. Dein Vater hat ja nur so ins Blaue hinein im ersten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache so betrachtest. Du weißt, daß ich in solchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verspreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schwester gefeiert werden soll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beschlossen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden solle. Nur am Programme der Festlichkeit wurde aus Rücksicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz gestrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anstatt der aristokratischen Kirche der Stadt die Hauscapelle zur Vermählung bestimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung bestimmte Zeit. Emilie begab sich erst einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt,

wo sich Karl bereits seit einer Woche befand. Er hatte einige Gassen weit vom Palaste des Herrn v. B … eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er sich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu schaffen machte.

Die Ceremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäste Statt; zuerst erhielt die ältere Schwester mit dem Grafen R …, dann unser Paar den priesterlichen Segen. Nach der Trauung begab man sich in einen großen Saal des oberen Stockwerks, wo die ganze Gesellschaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte sich entfernt und Emilien in Gesellschaft von Jugendfreundinnen zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüsterte ihr ins Ohr: Bist du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete sie lächelnd, ob er schneller schlägt, als du es erlaubst.

So laß uns gemach aus dem Saale verschwinden, sagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte sie leise vor die Thür und in den Vorsaal. Dort faßte er sie in seinen Arm und trug sie eilend hinab, wo er sie in einen bereit stehenden

geschlossenen Wagen hob, der sich sofort in Bewegung setzte und in den nächsten Gassen verschwand.

Erst da man sich zu Tisch setzen sollte, wurde die Abwesenheit des Einen Brautpaares bemerkt. Man suchte es überall — vergebens. Man wollte sich bei Emiliens Gesellschafterinnen erkundigen — auch sie waren sämmtlich verschwunden.

Herr v. B . . . fand diese Entführung höchst unschicklich und meinte, daß nur ein Mann von Karl's Stande eines solchen Streiches fähig sei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Gesellschaft und entschuldigte Madame Blank, die sich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Gesellschaft leiste. Indessen schickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karl's mit der Weisung, daß sich das junge Ehepaar so bald als möglich zur Gesellschaft zurück verfügen solle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B ... auf eine unangenehme Weise, während die Gäste sich beim Dejeuner sehr gütlich thaten und die heiterste Stimmung herrschte.

Man war eben dabei, den Grafen R . . . sammt Gemahlin hoch leben zu lassen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, sprühenden Wangen, tief und schnell athmend vor Aufregung in den Saal

stürzte. Meine Herren und Damen! rief er fast schreiend, seit zehn Minuten sieht Madame Blank; die Operation ist vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraschung sprangen die Gäste von ihren Sitzen; Herr v. B . . . stürzte sich auf Karl und umhals'te ihn gerührt, Frau v. B . . . weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft; Jeder besonders wollte Karl Glück wünschen, Jeder besonders ihm danken und ihn umarmen, und so wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B . . . drückte seine Frau ans Herz und schämte sich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet sank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B . . . stürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte sie noch am Arm, und während er sich die Thränen abwischte, sagte er leise mit noch bebender Stimme: Merkst du's, Sophie? — ich durchschaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B . . . überrascht.

Nun, der Doctor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B . . .

mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich sage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte sehr wohl, daß ich ihm das sehende Fräulein v. B . . . nicht zur Frau gebe, so nahm er die Blinde und machte sich sie sehend. Ein sehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit diesen Worten sprang er auf und drang durch die Menge der Gäste, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R . . . und seine Gemahlin reis'ten nach wenigen Tagen nach dem sonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl sein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er sich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber sein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Wesen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren sich Herr v. B . . . nicht zu schämen hatte. Was aus seiner Poesie, der ersten Liebes-Botin zwischen ihm und Emilien, geworden, wissen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholische Verse zu schreiben.

5.

Contraste.

Der fürchterliche Contrast zwischen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens sonniger Heimat, fern von Herrn v. B ...'s Villen, Schlössern, Palästen, Statuen und Vasen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königssöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu sein glaubte.

Von Belfast aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen Stunden nach der alten Celtenstadt Antrim. Die alte, verfallene Physiognomie der Menschen und Häuser abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein solcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchst merkwürdig ist. Aus den erblindeten Glasfenstern der besseren, aus den papierverklebten der schlechteren Häuser blicken dann verwitterte Gesichter mit erstaunten Augen und scheuen sich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchster Ueberraschung, oft sehr wilder Art, in

die Ohren zu schreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren spielen, springen erschrocken auf und eilen, sich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachsenen Marktplatze gehen bewaffnete englische Constabler auf und ab und langweilen sich. Sie sind froh, einen Fremden zu sehen, weisen ihn gern zurecht und scheinen die einzigen civilisirten Menschen.

Indessen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu sehen, man kommt seines See's wegen, welcher der größte von allen irischen Seen ist und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzusuchen. Man steigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorstadt. Sie besteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenster — der Fenstersteuer halber. Die Thür steht offen und muß auch im Winter offen stehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieser erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Gestalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieser Menschenwohnungen mildert. Geht man durch solche Gassen und will man Almosen austheilen, so kann man

es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden sich überall entgegenstrecken.

Hat man den Westen gesehen oder auch nur die Moorgegenden von Castleblanay, dann ist man freilich schon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten gesehen, von denen der Beamte des Grundbesitzers das Dach gerissen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder sandigen Kartoffelfeldern ihren Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel strecken; hat man die einstigen Bewohner dieser Hütten gesehen, wie sie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die nassen Moorgründe irren, ohne zu wissen, wohin sich zu wenden: dann freilich scheinen einem die Bewohner dieser Hütten von Antrim noch in Wohlleben schwelgende Menschen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit schon geminderten Gefühle durch jene Gasse.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn sie mündet auf eine Wiese, die sich mitten durch schöne Gebüsche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hinter-

grunde die schimmernde Fläche des See's grüßt. Die Wiese, Büsche und Haine sind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes-Castle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umschließt. Aber in ihrem Schooße ist die Aussicht noch beschränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der sich weit in den See hinein streckt. Hier thut sich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafschaften die Füße badet, verliert sich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da ist kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieser Richtung dem Blicke seine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, scheinen auf weite, lange Reisen zu gehen, die Nebel, die sie bald verschlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer sind, wie gesagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Gestade hervorsprossen ließen. Er gleicht, vom See aus gesehen, mehr einem nordischen Walde und blickt düster wie ein Druiden-Hain. Shanes-Castle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit spitzigen Thürmen und schmalen, langen Fenstern seit dem großen Brande von vor zwanzig Jahren theils als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den

See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, fast schwarz anzusehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er ist es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das schwarze Wasser", the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordisch-Mythologisches. Nach der christlichen Tradition ist der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in seinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und schleuderte es in den irischen Canal; so entstand hier der See, dort die Insel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des See's, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeister, jene halb gefallenen Engel, die, weil sie im Kampfe der Engel des Lichtes mit den Genossen Lucifer's abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwischen Himmel und Hölle, verbannt worden sind. Aber diese holden Geister treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Krystall-Palästen in der Tiefe des See's nur sehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle spielt die traurigere Banshee, eine Art weißer Frau aus dem Schlosse Shanes-Castle, die jedes Mal erscheint, wenn

ein Glied aus der Familie O'Neil sterben soll. Sie läßt sich zwar bei solchen Gelegenheiten nicht immer sehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes drei Mal die Luft durchgellt, mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einst die O'Neil's beherrscht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Castle hat ganz das Aussehen einer solchen Geister-Residenz. Traurig und schwarz, wie es sich in den schwarzen Wassern bespiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen solchen gibt, daß aus seinen runden Thürmen und schmalen Fenstern Ahnfrauen, weiße Frauen und solches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Wasserfläche hinzuschreiten.

Die Banshee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Castle residirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit ihm stirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sprosse aus dem Königshause von Ulster. Denn alle Bewohner dieser Gegend sind O'Neil's, alle sind sie Königssprossen, selbst die wir in jener dantisch-höllischen Gasse gesehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banshee hören. Den Leuten im Schlosse selbst wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein

gehauener Kopf mit buschigen Brauen, hohlen Augen und schmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann ist das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schlosse, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung solcher Zeichen sitzt und den steinernen Kopf wackeln sieht und im Kreischen des Wetterhahns den Ruf der Banshee zu hören glaubt, muß melancholisch zu Muthe sein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend ist nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da saß und meine Blicke über den See schweifen ließ, immer tiefer in Brüten versank und meine Seele so dunkel wurde, wie die Wellen des „schwarzen Wassers". Es gibt traurige Erdpunkte, die so auf den Wanderer wirken; es gibt solche Momente auf einsamer Wanderung, da muß man sich schütteln und aufraffen, sonst verliert man seine Zeit und bildet man sich ein, man habe zu versteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Mensch ist, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im besten Falle grübelt man und sucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich schüttelte mich und stand auf. Das letzte Segel war verschwunden, vom Nebel verschlungen, die Wolken hatten sich tiefer gesenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer schienen mir schwärzer geworden. Auf der Höhe des See's stand ein einsames Fischerboot und darin ein Mann, der sich abmühte, ein großes Netz aus dem Wasser zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm sich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen schmalen, grünen Rasenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt ist, wurde mein Blick durch eine dünn aufsteigende Rauchsäule angezogen und durch sie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die sich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich diese Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und schwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Wasen, theils aus getrocknetem Gezweige bestand. Der Eingang in die Hütte öffnete sich dem Rasenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm stieg die Rauchsäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fischernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines solchen ursprünglichen Gehäuses kennen lernen, und ich stieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen

des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demselben nur schwach erleuchtet war und deren Hintergrund sich kellerartig und schwarz in einer Vertiefung verlor, saß auf einem Baumstumpfe eine Gestalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn sie mir nicht überrascht entgegengekommen wäre. Es war ein schlankes junges Mädchen von ungefähr sechszehn bis siebenzehn Jahren. Anstatt aller Kleidung trug sie ein Hemd, das eben so viele Löcher hatte als das Fischernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Kniees bis hinab aufgeschlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieses Costume, das überdies seit lange nicht gewechselt zu sein schien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte sie nicht, sich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung sie aus alter Gewohnheit nicht im Geringsten zu geniren schien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraschten, braunen Augen sah mich das runde, echt irische, etwas stumpfnasige Gesichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen rosigen Mund voll der klarsten, schimmerndsten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rückwärts theils in einen Knoten zusammengebunden, theils fiel es frei

und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es schien, diesem wie allen echt irischen Mädchengesichtern natürliche Rundung störte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief sie, als sie vor mir stand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, sagte ich, mit Rücksicht auf den irischen Charakter, den ich seit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete sie echt irisch, ich glaube, es ist der schönste See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernst und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich starrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenstände nicht unterscheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern bestehende Streu, der Baumstumpf, auf welchen sich das Mädchen wieder setzte, ein breiter Stein, der mir zum

Sitze angewiesen wurde, der Topf am Feuer und ein Porcellan-Teller, der, der Himmel weiß wie, in diese Höhle gekommen ist und der zwischen den Hölzern der Decke stak — waren der ganze und einzige Hausrath dieser Wohnung.

Ist dieses Ihre Wohnung, Miß? fragte ich, und setzte schnell hinzu: Ich frage nur, um zu wissen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gast bin?

Ja, Sir! antwortete sie mit irischer Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gast zu begrüßen. Sie sind in meiner Wohnung; dieses Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See ist. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dick's O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, sagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie sind sehr gütig! erwiderte sie und verneigte sich ebenfalls. Sie schlug, in Nachdenken versinkend, die Beine über einander; über dem Knie schlang sie die Finger in einander und wiegte sich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte sie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus sehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie schon in Ihrer Heimat von den O'Neil's gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in anderen Ländern von den O'Neil's gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit stolzer Ruhe — die O'Neil's waren die mächtigsten Könige der Welt, ganz Ulster gehörte den O'Neil's. Ich, Sir, ich stamme von den Königen von Ulster — alles, was hier O'Neil heißt, stammt von diesen Königen; der Lord O'Neil, der dort in diesem Schlosse wohnt, stammt vom ältesten Sohne des Königs — das ist der einzige Unterschied zwischen ihm und den anderen O'Neil's.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sprossen eines so mächtigen Königshauses kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit seinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie sprang erschrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte sich ein wenig die Finger, doch beachtete sie das nicht und rief, noch erschrocken, die Hand auf die Brust legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergessen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen lassen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müssen!

St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke Euch!

Sonderbar rührend klang mir diese fromme, aus tiefstem Herzen kommende Danksagung für die Rettung des Topfes aus demselben Munde, der eben von seinen königlichen Ahnen und Verwandten gesprochen.

Honnor setzte sich wieder auf ihren Baumstumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während sie zerrissene Maschen wieder zu knüpfen suchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenstande unseres Gespräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub sie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weise die O'Neil's dieses Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich gestehe mit Beschämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neil's dieses Land mächtig und mit Ruhm beherrscht, aber wie sie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, sagte Honnor und ließ das zerrissene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Mensch kann es mehr berechnen, wie lange das her ist, die ersten Menschen, die allerersten

Menschen in dieses Land kamen, fanden sie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allerersten Menschen ins Land kamen, fanden sie hier einen König?

Ja, sagte Honnor ganz ruhig, so ist es. Sie fanden hier einen König?

Ja, sagte Honnor ganz ruhig, so ist es. Sie fanden hier einen König. Der sagte: Dem soll das Königreich Ulster gehören, der das Land, der Erste von Allen, mit seiner Hand berührt. Da nun diese ersten Menschen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen sie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erste das Land mit seiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht sein Schwert, haut sich eine Hand ab und wirft sie aufs Land. So hat er mit seiner Hand zuerst das Land berührt, und so war er König von Ulster, und dieser Held ist unser Stammvater.

Honnor sah mich fragend an, als ob sie auf

diese Erzählung etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, sagte ich, es sei eine wunderbare Geschichte.

Eine wunderbare Geschichte? rief Honnor — Sir, es ist die allerwunderbarste Geschichte der Welt! Und daß sie wahr ist, beweis't die „Hand“, welche Lord O'Neil noch heute in seinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte sie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neil's, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzusehen; lächelnd mußte ich sie auf Honnor haften lassen, die mit einem gewissen Stolze, fast mit Hoheit, lächelnd vor mir saß. Das Gespräch schien sie zu verklären, und wenn sie mir auch etwas wahnsinnig vorkam, so sah ich es doch gern, wie sich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenstande, indem ich sagte:

Das Haus der O'Neil's stirbt aus?

Ja, sagte sie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tausend O'Neil's. In unserer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter ist keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor rasch, auch sie war aus dem königlichen Hause von Ulster. Aber sie starb vor vier Jahren, sie starb vor Hunger, Sir, denn es war ein böses Jahr. Damals sind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine ist Soldat, was aus dem anderen geworden ist, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erscholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer stand ein stattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen sollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen sei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme erreichte uns nicht des Geräusches halber, das in dieser Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiströmenden Baches entstand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Master Jeffs wolle. Master Jeffs, der Bediente, wiederholte seinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verstand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achsel und wandte sich, um den Weg zum Schlosse einzuschlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fische zu bestellen, haben wir eine Woche lang nichts zu essen!

So rufend lief sie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen, schien einen Entschluß zu fassen und warf sich mit Einem Male in das Wasser. Ich schrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor schwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranstürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengesetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieser, sobald er Honnor schwimmen sah, blieb stehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch schien er Eile zu haben, denn er nahm sich mit seinen Aufträgen nicht Zeit, bis sie gelandet war, sondern rief ihr vom Ufer zu, als sie in der Nähe an einer seichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Wasser hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem sie noch eine Weile gerastet hatte, schwamm sie eben so rasch an das diesseitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu

reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen so nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Master Jeff's hat Fische bestellt, wie ich vorausgesehen habe, sagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Wassers, die an ihren Gliedern herunterflossen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu schwimmen, fuhr sie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fische bei O'Sullivan, der dort drüben wohnt, bestellt. Was hätte mein Vater gesagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegessen?

So sprechend, setzte sie sich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, sagte sie, mich anlächelnd. — Bald aber versank sie in ernstes Nachdenken und murmelte vor sich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder spätestens morgen! Seit drei Tagen, fuhr sie zu mir gewendet fort, ist der Laugh Neagh unbarmherzig.

Ist der See nicht fischreich? fragte ich.

St. Patrick, sagte sie, hat ihn wohl gesegnet, sein Wasser heilt die Kranken, aber Fische gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute sagen, immer ärger, seit Irland englisch geworden ist; denn zu St. Patrick's Zeit und als die O'Neil's noch herrschten, brauchte man nur mit der Hand in

das schwarze Wasser zu greifen, um einen großen Fisch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in diesem Topfe kocht, sind alte Fische, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübseligen Blick auf die schwarze Jauche im Topfe, und so that auch ich. Indessen fing die Nässe doch zu wirken an, und sie schüttelte sich vor Frost. Ich fragte sie nicht, ob sie die Kleider wechseln wolle, denn ich wußte, daß sie das nicht konnte. Doch sprach ich meine Besorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, sagte sie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte sich damit. So saß sie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordischen Sage, die in ihrem Exile ein Netz statt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht so kalt, sagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe seit gestern nicht gegessen und mit diesem Topfe immer gespart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er scheint weit hinaus gefahren zu sein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorsorgliche Wirthin vom „Pflug" zu Belfast bei meiner Abreise eingepackt hatte. Sir, hatte sie gesagt, Antrim ist ein recht irisches Nest und schwerlich im Stande, einen Gentleman würdig

zu bewirthen; nehmen Sie dieses kleine Paket in Ihre Reisetasche, und Sie werden mir dankbar sein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtasche; es enthielt jene angelsächsisch vervollkommnete Zubereitung der sächsischen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete sie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud sie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühstücke Theil zu nehmen.

Honnor streckte sogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier streifen. Bald aber faßte sie sich und griff so langsam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speise. Sie kostete und rief überrascht: Da ist Fleisch darin!

Ja, Miß, ich hoffe es wird Ihnen schmecken.

O, rief sie entzückt, das ist kostbar — ich habe nie etwas so Vortreffliches gegessen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger schien während des Essens erst recht zu erwachen. Langsam nagte ich an einem Bissen, um ihr nur Gesellschaft zu leisten, und sah von Zeit zu Zeit bei Seite, um sie nicht zu stören, wenn sie auf's Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geschmeckt, Miß O'Neil, sagte ich.

O, Sir, rief sie tief aufathmend, es war die beste Mahlzeit der Welt. Ich habe nie so vortrefflich gegessen. Wo macht man das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht das in Belfast, Miß.

O, Belfast, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, sagte sie.

Als ich die Sandwiches aus der Reisetasche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothseidenes Taschentuch eingesteckt hatte; ich nahm es hervor und sagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieses Halstuch als ein Andenken an meinen Besuch und an das gemeinschaftliche Frühstück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das ist! rief sie, indem sie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und schlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr sie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen; Sir, Sie sind so gütig!

Mit diesen Worten neigte sie sich zu mir herüber und streckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geschöpfe, das in so holder Jugend dem furchtbar-

sten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtsein — das ist freilich der Humor davon — so hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte sie das liebliche Köpfchen, und wir schwiegen beide.

Plötzlich aber sprang sie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, suchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen schimmernden Quarzen in den Händen hervor. Diese Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reisenden kaufen sie mit einigen Pence als Andenken an den Laug Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, sie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, sagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben sie schon bezahlt, sagte sie zögernd, Sie haben mir das schöne Tuch gegeben und das gute Frühstück.

Nicht doch, die Sitte will, daß sie mit Geld

bezahlt werden — erwiederte ich —, willst du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor schwieg und sah mich mit starren Augen an.

Ich steckte die Hand in die Tasche und zog ein Silberstück hervor, daß ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) schrie sie, auf die Münze starrend. Sie sprang einige Schritte zurück, blieb dann stehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Wesen war verwandelt. Die Augen wurden immer starrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Blässe. Nach und nach lös'ten sich die Hände von der Brust los, an die sie beide fest gedrückt hatte; sie streckte sie beide langsam hervor, während sich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte sich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewissen Angst vor so großem Besitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! stotterte sie noch einmal und seufzte aus tiefster Brust. Es waren die einzigen Laute, deren sie fähig schien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte

mir in die Finger, und ich warf sie auf den Baumstumpf, auf dem Honnor gesessen hatte. Mechanisch folgten ihr Honnor's Blicke und drehte sich ihr Honnor's Oberleib zu, während sie mit den Füßen wie eingewurzelt stand.

Da hörte ich eine rauhe Männerstimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich sah mich um; am Eingange der Höhle stand, ein Fischernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, dessen Blicke nach demselben Punkte starrten, wie Honnor's Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angesehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Frost geschüttelt aus der Höhle.

* *
*

Einige Wochen später durchwanderte ich die schottischen West-Highlands. An einem sonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes schönsten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine ist kein See, wie der Loch Lomond, sondern ein Arm des Meeres, der sich in den mannigfachsten Krümmungen mitten durchs Gebirge schlingt, schmal und lang wie ein Fluß, mit bald felsigen, bald grünbe-

waldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerschiffe und Ebbe und Flut wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu sein scheinen. Trotz Meerschiff und Ebbe und Flut hat er mit seinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umschließen, überall das Ansehen eines in sich ruhenden, abgeschlossenen Waldsee's. Am schönsten ist wohl der Loch Fine an seiner äußersten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen, krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an seine Ufer helle Lichtungen, englisch grüne Wiesen; dort und da sind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauscht, deren Hintergrund durch zusammengeschobene Hügel oder eine grüne Wand von riesigen Bäumen geschlossen ist. Der Menschengeist kam der Natur zur Hülfe, und hier mit Glück; ursprünglich mochte diese Gegend eine rauhe, ungastliche Wildniß gewesen sein, jetzt sind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüschen

des westlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauschen der Flut mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und schimmernd hebt sich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem schiffenden Wanderer entgegen. In seinem Hafen lagen schon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken braunten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Flut und ausgespannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingal's Höhle besucht hat.

Es war schon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber hier in der Nähe des Städtchens wurde es erst recht zauberisch. Plötzlich öffnet sich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normannisches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenster schimmerten hier im Wiederscheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend steht auch der einsame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabsieht auf das Schloß und das

ganze Land bewacht. Vom Schlosse aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüsch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umschließen. Nur gegen Westen verliert sich die Wiese in duftiger Ferne. Mit dem Abende senkte sich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf ossianischem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu sehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gasthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf streifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne schon tief gesunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die schöne Welt erfassen, die wie ein Traum stückweise in Nacht versank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte sich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, schloß sich an seinem Ende und vor meinen Schritten mit schwarzen Thoren; in der Luft erscholl Flügelschlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Nester auf diesem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schlosse zu. Es erhebt sich aus der Tiefe des Erd-

bodens, so daß zwischen der Wiese, auf der ich stand, und seinen Mauern ein Graben entsteht; über diesen Graben führen luftige, leichte Eisenbrücken von zwei Seiten in das obere Geschoß; das untere ist in der Tiefe versteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Canal bis an das Thor des Schlosses, das beinahe von der wachsenden Flut bespült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienstbereit das Dampfschiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schlosses kam, war es schon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätschern der Wellen am Dampfschiff, das Säuseln der Blätter, den seltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matrosen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verscholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und sah durch ein Rundbogenfenster des Schlosses in die große Halle des oberen Geschosses. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtstrahl; er kam von einer Lampe, die das schöne Gesicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle englische Sitte lang über den

Nacken fallen ließ, hinter die Ohren gestrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unstörbarer Vertiefung. Aus dem schönen, jungen Gesichte sprachen Geist und Würde; von der Lampe sanft beleuchtet und von der vertieften Lecture sanft geröthet, schien sein ganzes Wesen schön durchgeistigt und erfüllt von derselben Ruhe, wie sie eben auf seiner Halle, seinem Walde, seinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräusch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu seiner schönen Einsamkeit, zu der Einsamkeit, die man die „Mutter der höchsten Entschlüsse" nennt. Seine Vorfahren haben dieses Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrscht; haben sich auch diese Verhältnisse geändert, so ist doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch ist er der Herr des Landes, das er in ein nordisches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen versteht er mit Geist zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verschönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, sein eigener Luxus hat einen Kunststyl. Das Dampfschiff vor seiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzester Zeit nach

der Hauptstadt, und wenn er Morgens noch in der Einsamkeit der schottischen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geschicke seines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, scheint er diesen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn sein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geist, Wissen, edler Sinn und eine Einsamkeit, wie diese in Schloß und Park von Invenary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenster in die Halle, in das beleuchtete Gesicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

1.

Dur und Moll.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einsamkeit, sie hatte keinen Ansprüchen der Gesellschaft zu genügen, sie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Last. Wie groß hingegen ist das Gefolge von Leiden, das sich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Gesellschaft anschließt! Ich weiß die Geschichte einer solchen Märtyrerin, einer armen Musiklehrerin.

* * *

Eines der sonderbarsten Gebäude der inneren Stadt Wien war der sogenannte „große Federlhof". Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von seiner Umgebung unterschieden hätte. Es umschloß einen großen vier=

eckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwischen der Bäcker- und Bischofsstraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung standen. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübsch geschnitzten Balustren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, bestanden. Jetzt war nur noch wenig von diesem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchst schmucklosen Brettern aus, die so weit von einander entfernt waren und so lose an verrosteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die sich auf den Galerieen herumtrieben, besorgt war. Fenster und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter schief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie malerisch dieses Innere auch anzusehen war, so unterschied es sich zu Anfang der vierziger Jahre, wie gesagt, nur sehr wenig von vielen alten Häusern des alten Wien. Aber im Westen war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll historisches, ein sagenhaftes Aussehen verlieh. Dieser Thurm ragte mit seinem siebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarschaft und

erinnerte, wenn auch nicht durch seinen Styl, so doch durch sein bloßes Dasein an jene Thürme, die sich in italienischen Städten an altadelichen Häusern erheben. Aber kein Wappen, keine Inschrift besagte etwas von seiner Geschichte; die vielen Nischen, mit denen er versehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die sie einst ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verschwunden. Die Fenster, oder vielmehr die schmalen Luken, von denen die obersten mit Brettern verschlagen, die unteren mit verstaubten Glasscheiben ausgefüllt waren, starrten aus ihrer steinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gassen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Speculanten angekauft und sollte einem neuen einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man sich bisher gleichgiltig vorbeigetrieben, vom Erdboden verschwinden sollte, wurde er der Gegenstand allgemeinen Interesses. Die Antiquare der Stadt fingen an, sich mit ihm zu beschäftigen, und bald fand sich manches, was seinen Verlust bedauern ließ. In diesem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim sein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine

der Weisen geforscht. In diesem Thurme hatte der Friedländer gehaus't, ehe er den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erstiegen. Aus dem höchsten seiner Gemächer belauschte er die Sterne, die ihm seine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieses Thurmes wohnte später der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karl's VI. seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu setzen. Hier drängten sich die Hofleute um den eleganten Philosophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaschen; hier besuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der sich zur Zeit als Theil der portugiesischen Gesandtschaft in Wien aufhielt, und schöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweisen die reformatorischen Gedanken, die er später in seinem Vaterlande verwirklichte.

Diese Entdeckungen waren für den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte Grund genug, sich für den Thurm zu interessiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof", und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er sich vor, das Innere dieses geheimnißvollen Gebäudes zu erforschen. Aber seit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, besonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menschen, der im Hause nebenan die heiligen Pflich-

ten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überschreiten. Die soliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergerissen zu werden, längst verlassen, und der Eigenthümer, um die Galgenfrist noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchstens Monate miethen und die, vom Gesetze weniger geschützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geschöpfen, wie sie jede große Stadt besitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an, oder sangen ihm, wenn er schnell durchzukommen suchte, höhnische Lieder nach. Solide Menschen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu lassen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, schlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden Abends eines Tages in den Federlhof und schnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen schien. Kaum auf der ersten Galerie angekommen, war ich schon von einem Schwarme umgeben und fest gehalten, so daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht besser, und es

wurde mir unter all dem Geschrei sehr schwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünschte. Kaum hatte ich mich verständlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich bescheiden bei Seite gestanden hatte, sich durchdrängte und zu mir sagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!“ So sprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm sie mich am Arm und führte mich eine steinerne Treppe hinan, die sich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanstiegen, sagte meine Führerin: Es ist Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu besuchen; seit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß sich eine Menschenseele um ihn kümmerte. Aber er ist auch so curios; schon hundertmal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu besuchen, aber er hat mich immer sehr mürrisch abgewiesen.

Ohne recht zu verstehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich sah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der obersten Stufe angekommen, sagte sie, indem sie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier ist es. Gleich darauf eilte sie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegen-

heit auf der Schwelle einer Stube stehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und schloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer ist da? entgegen schallte. Ich stand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tische, zwei Stühlen, fast ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob sich ein Mann, der mir neugierig und erstaunt entgegen blickte und in welchem ich, selber erstaunt, eine Persönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student sah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal gesehen, konnte ihn so leicht nicht wieder vergessen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das straffe und lange, mit Grau untermischte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernsthaft vor sich hinsahen, machten ihn zu einer auffallenden stehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was sie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er sehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkasten, den er manchmal mit sich trug, verrieth ihn als Musiker.

Dieser Mann saß vor mir im Bette; seine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, seit ich ihn nicht gesehen, in entschiedenes Grau übergegangen schienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl sein großes blaues Auge und die ziemlich rosig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, sonst hinter einem breiten Hute versteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerstirn und gerundet wie die Stirn eines Künstlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weise ich in seine Stube gekommen, und er nahm meine Entschuldigung freundlich entgegen; er lud mich sogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches sehen zu lassen. Da er versicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen seien, so war der Zweck meines Besuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen sollen. Doch schien mir der Mann so einsam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Besuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß sich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! sagte er, wie sehr wohl es mir auch thut, manchmal ein Menschen-Angesicht zu sehen, so scheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menschlichstem Mitleiden mit einem Kranken bewegt schien. Er versicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal besuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, und ich ging mit dem festen Vorsatze, bald zurückzukehren.

2.

Nach mehreren Besuchen ergab es sich, daß der Kranke doch manche Bedürfnisse hatte, die zu befriedigen waren. Er gestand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tisch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er sehnte sich nach Büchern, und die verschaffte ich ihm, eben so wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, diesen dienstbaren Genius verschiedene Male zu sehen. Es war ein altes, verbissenes Weib, das aussah, als müßte

es immer an sich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürrisch und ohne Gruß trat sie ein, stellte sie die Speisen hin und ging wieder, wie sie kam. Manchmal murrte sie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Husten angefallen war, rief sie in einem mehr zänkischen als besorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht sterben wollen? Sie wissen, daß Sie nicht sterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch festen Willen selbst den Tod hinausschieben kann; Sie müssen diesen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Lust, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten.“

Auf diese mit hartem Tone ausgesprochenen Worte antwortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verspreche Ihnen, in dieser Beziehung so viel zu thun, als von mir abhängt.“

Die auffallende Scene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem ersten Besuche angesprochen hatte; denn ich sagte mir, daß sie den Kranken gewiß besser und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, sie unten an der Treppe war-

tend zu finden. Jedes Mal fragte sie mich voll Theilnahme nach seinem Befinden, und oft kam sie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Gespräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und seine Strenge gegen das arme verlorene Geschöpf tadeln zu müssen. Aber im feierlichsten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweibten Weibe in was immer für Gemeinschaft tritt.

Diese Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach seinen näheren Verhältnissen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die sich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingestellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geschichte seines obscuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, so begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, und meine Vaterstadt liegt im nördlichsten Deutschland. Ich

nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verschollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geistliche Würde wird, wie Sie wissen, als ein Familien-Erbstück betrachtet, und so wurde auch ich diesem Stande bestimmt; aber schon während der ersten Jahre, die ich auf der Schule meiner Vaterstadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Musik so mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Instrument, und die gutmüthige Vaterstadt pries mich erst als ein Wunderkind, bald als einen Künstler. In der „Harmonie", einer Gesellschaft von Musikfreunden, die es sich zur Aufgabe gemacht, nur edle classische Musik aufzuführen, spielte ich bald im wirklichen wie im figürlichen Sinne des Wortes die erste Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Diese Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht selbst ein geheimer Cellist und, wie man's nennt, ein guter Musiknarr gewesen wäre. Oft wenn er des Sonntags in seinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den

Concertsaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauschen?

Mit meinem Alter wuchs mein Ansehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, sah ich mich als Dirigenten oder Capellmeister der ehrenwerthen Harmonie und in vollster musikalischer Wirksamkeit. Meiner Vaterstadt gehört die Ehre, eine der ersten unter den Städten Norddeutschlands gewesen zu sein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, so viel es ihre schwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieses erhabenen Geistes eine Religion, und ich war der hohe Priester dieser Religion.

Mit der ganzen Rückhaltslosigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die sich aus den Compositionen dieses Meisters erhob.

Mein Freund, sagte Ferdinand, indem er sich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie sind, so werden Sie doch schon erfahren haben, daß es nur Momente sind, die uns, unser inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente schafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weisen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts; man fühlt sich ge-

wachsen, größer geworden, reiner; man faßt die besten Entschlüsse, die nie ganz verloren sind. Manche Flecken des Charakters sind plötzlich verschwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbstsucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdische Hülle von der unsterblichen Seele abgestreift wird. Ja, wir fühlen uns unsterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig ist. Solche Momente sind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'sche Symphonie mich umrauschte, wenn ich in stiller Nacht eine Beethoven'sche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meister meiner Kunst, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiser, mein Erlöser. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das seine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht selbst, und seine Form faßbar und vollendet wie die Formen griechischer Göttergestalten.

Auch die düstere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und so fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernst fand ich ihn und sanft melancholisch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernste schwebt. Diese Melancholie geht durch alle großen Kunstwerke aller edlen Nationen; sie schwebt über den Helden Homer's, sie klagt aus den Chören

des Sophokles, sie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; sie steht hinter dem lächelnden Cervantes und wischt sich eine Thräne ab, sie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht sterblich? Ist nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende bestimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwischen sich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Ist nicht jeder Schmerz einsam, einsam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunst gelingt es, diese Trostlosigkeit zu besiegen. Denken Sie nur an den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouverture. Da ist es, als ob sich ein Elias-Wagen herabsenkte, um Sie umrauscht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie schütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie steigen ein und erheben Sich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Pastorale und Sie fühlen Sich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachsen, Blühen und Vogelgesang, mit Bachesrauschen, Mondschein und Waldessausen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche

hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie sind nicht mehr einsam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geschichte ist es genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals nach Wien gesehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka sieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Lösung aller Räthsel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in seiner Nähe die Kunstvollendung, nach der ich strebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnsucht größer und schien mir mein Wirkungskreis in der Vaterstadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unserer Gesellschaft war, so fand ich doch nicht den geringsten Widerspruch, als ich meinen Entschluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären sie die Bürger einer fernen griechischen Colonie und ich ihr Abgesandter gewesen, den sie an das Orakel nach Delphi oder Dodona schickten.

Mit kleiner Baarschaft in der Tasche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß sie den

Meister vor drei Tagen zur Erde bestattet hatten. Zwar, gewohnt, mir diesen Genius außerhalb der Gränzen der Menschheit vorzustellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man bei Verlusten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebsten Hoffnungen sah ich erstorben, und ich nahm mir vor, in den nächsten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur sein Grab wollte ich noch besuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof stand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er seit drei Tagen dieses Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Besuchern danach gefragt werde. Der Alte müsse eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erst habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich solle mich nur danach halten, so werde ich das Grab finden.

Ich schritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Gestalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in so tiefe Andacht versunken, daß ich einige Schritte weit von ihr stehen blieb, um sie nicht zu stören.

Vor ihr auf den frischen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrscheinlich selbst hingelegt hatte, denn er war noch frisch und vom Thaue, der sonst das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich stand so, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau sehen konnte. Sie war eben nicht schön, aber die große Milde des ganzen Gesichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn so zu sagen beherrscht war, ließen dies sogleich vergessen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt schienen. Ja, sie machte sogar den Eindruck der Schönheit, als sich ihre Wangen von der Inbrunst ihrer Gedanken sanft zu röthen anfingen und sich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geschlossen war, ein schmaler weißer Kragen über dem braunen Kleide, deutete auf bescheidene Verhältnisse hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß sie in dem Todten einen Meister ihrer Kunst verehrte. Nach allem, was

ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieses Meisters gesagt habe, wird es Ihnen sonderbar erscheinen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergessen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erst, als sie aufstand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß sie während ihrer Andacht belauscht gewesen, brachte sie sichtlich in Verlegenheit. Sie schlug die Augen nieder, erröthete sanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als sollte ich sie nicht gehen lassen, ohne mich entschuldigt oder wenigstens ein Wort zu ihr gesprochen zu haben.

Mein Fräulein, ist dieses das Grab Beethoven's? fragte ich.

Sie sah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern sah ich sie zwischen den Kreuzen und Leichensteinen verschwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande gewesen, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß sie die Rolle Musikalien vergessen hatte, und ich ergriff sie mit Hast, um sie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wissen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meisters oder eine Erin-

nerung an die holdselige Mädchen-Erscheinung zu haben wünschte.

Ich holte sie bald ein, und da sie mir freundlich für den kleinen Dienst dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verstorbenen so verehrt zu sehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich sprach die Vermuthung aus, daß wohl auch sie der Kunstwelt angehöre. Bescheiden lehnte sie das ab und meinte, sie sei nur eine arme kleine Musikerin, die es eben so weit gebracht habe, den großen Verlust, den die Welt durch den Tod des Meisters erlitten, ahnen zu können. Sie habe sein Grab besucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Gesichtes sprach ein so sinnig anziehendes Wesen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Gespräch fortsetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Musiker zu erkennen und erzählte ihr so lange und ausführlich, als möglich, die Geschichte meiner Begeisterung und meiner Sehnsucht nach Wien und von der schmerzlichen Täuschung, die ich bei meiner Ankunft in dieser Stadt erlebt. Sie schien mich mit Interesse anzuhören; unsere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich

glaubte, ein Recht, sie weiter zu begleiten. Außerdem war sie so frei und unbeklommen in ihrem Benehmen, so fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, sie zu verlassen. — Fast wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hause an, wo sie, eine kleine silberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erschrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu spät! Dieser Ausruf bestätigte mir nur, was ich schon vorher vermuthet hatte, daß sie zu jenen armen Geschöpfen gehörte, die man Musiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit sagte sie: Nun, es ist ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hause Halt machten, sagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einsam fühlte, sie zu besuchen, wo sie mich dann ihrer Mutter vorstellen wollte. Am besten, sagte Therese, denn so hieß sie, am besten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da versammeln sich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermusik aufzuführen. Sie werden nach allem, was Sie mir erzählt haben, fügte sie lächelnd hinzu, hoffentlich an unserem Geschmacke wenig zu tadeln haben. Sie

könnten auch gleich ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das herzlichste für die Einladung und sah ihr lange nach, als sie in dem dunklen Gange eines alten Hauses verschwand, um, wie sie mir sagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

3.

Der Plan, am nächsten Morgen abzureisen, wurde dieser Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieses Tages mehrere Male, ob es nicht am besten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man so liebenswerthen, offenen und freundlichen Menschen begegnet; aber dieser Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieser großen Hauptstadt ohne Bekanntschaft, ohne Verbindung und ohne Capital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch schienen mir die Gassen jetzt nicht mehr so todt und öde, die Menschen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzusehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzusprechen, weil mich der Dialect, den ich schon früher gern hörte,

an meine neue und einzige Bekanntschaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hiesigen Verhältnisse Aufschluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Therese; sie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an sie gewiesen. Um eine Schwäche zu gestehen, will ich es nicht verschweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Besuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Theresen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer stillen Gasse in der Vorstadt. Musik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erst der Mutter, dann den wenigen musikalischen Freunden, die schon versammelt waren und ihre Streich-Instrumente in Händen hielten, vorgestellt. Ich gestehe, daß ich mich während des ersten Stückes eines Haydn'schen Quartetts weniger um die Musik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern bestand, sah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie schon ihre hohe und versteckte Lage von außen errathen ließ, ärmlich und beschränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angestrichen und kahl;

aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und schienen für größere und schönere Gemächer bestimmt; doch waren sie, soweit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man sah in Allem die Hand ordnender und mit Geschmack waltender Weiblichkeit. Wie sehr Stühle, Sophas und Vorhänge sich bemühten, die hier offenbar heimische Dürftigkeit zu verbergen, so erkannte man sie doch bald, aber sie hatte eher etwas Idyllisches als Trauriges. In dieser Beziehung stimmte die Wohnung ganz mit den Physiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch sie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Wesen, das durch die einfache, fast ärmliche Kleidung mehr gehoben als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel saß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieses Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, sah bei dieser Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Physiognomie jener Instrumente, wie sie die Clavier-Fabrikanten scheinbar aus Liebe zur Kunst, in der That aber aus Speculation unentgeldlich von Clavierlehrer zu Clavierlehrer wandern lassen. Doch sind das Bemerkungen, die ich theilweise erst später und bei näherer Bekanntschaft machte.

Nach dem Quartette setzte sich Therese ans Clavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ihr Spiel war so natürlich und spontan, als käme die ganze Composition von ihr, und doch wieder so gehalten, daß ein ernstes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, so wie die Auffassung des Ganzen verriethen so großes Verständniß, daß man gern über einzelne kleine Schnitzer wegsah — auch folgten ihr Geige und Cello mit sichtbarem Vergnügen und ließen sich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in so fern lieb war, als ich mich gewisser Maßen erst dadurch in diesem Kreise einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall so wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Therese spendete und die mir vor ihr von den anderen Musikern gespendet wurden. Das angenehmste Ergebniß meines Spieles aber war die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieser Gesellschaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf so angenehme Weise verstrichen, die Gesellschaft hatte mir einen so guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieser Stadt sehr wünschenswerth schien. Ich

schob meine Abreise wieder hinaus und brauche nicht zu sagen, daß ich der Einladung Theresens so oft als möglich folgte. Ich fand nur selten Gesellschaft bei ihr, aber je stiller es war, desto heimischer und idyllischer fühlte ich mich da. Je näher ich Theresen kennen lernte, desto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, desto mehr bewunderte ich die ernste und tiefe Bildung ihres Geistes. Bei der Abwesenheit aller falschen Schaam, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältnissen sprachen, war es mir bald kein Räthsel, wie sie sich diese mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verschaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren gestorben, war ein angesehener Juwelier und Goldschmied; er hatte nichts gespart, um seinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geschäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß ersparte Vermögen verloren. Die kleinen Reste, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Katastrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteste Sohn, den Talent und Neigung zum Künstler bestimmten, mußte

die Werkstatt des Bildhauers verlassen, da er noch nicht so weit war, um mit seiner Kunst die Familie ernähren zu können. Er sollte den Credit und guten Namen seines Vaters benutzen, um dessen Geschäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zusammengescharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachsen lassen, wurde bewogen, das Capital vorzustrecken, und sie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der schöne und phantastische Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die sie eine Art Neigung empfand, welche sich sogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künstler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er schloß seinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkstatt zu fliehen. In seinen Laden zurückgekehrt, brachte er seine künstlerischen Neigungen mit und setzte sich hin, um in Gold Kunstwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmucksachen wurden da eingeschmolzen, um als Stoff zu einem Kunstwerke zu dienen, das erst nach wochenlanger Arbeit vollendet

war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit solchem Handel nicht viel erreicht und daß ein solcher Handelsmann bald von denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und echt künstlerischer Leichtsinn lieferten ihn den schlimmsten Betrügern in die Hände. Und, um kurz zu sein, nach zwei Jahren war es mit dem Geschäfte so weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und sich für den überraschten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Theresen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, sondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphael's Leichtsinn arm geworden war. Die Kunst, die sie in besseren Zeiten zu ihrer inneren Befriediguug erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf sich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief sie von einem Hause zum anderen, von einer fernen Vorstadt in die andere, und nie entwischte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, selbst dann nicht, wenn sie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, den man in diesem Stande von Seiten der

gedankenlosen Rücksichtslosigkeit, des Unverstandes und des Ungeschmacks ausgesetzt ist; selbst dann nicht, wenn sie des Abends todtmüde auf das Sopha sank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter sie voll Sorgen über die abgespannten Züge oder die Blässe des Gesichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Personen nicht dem bittersten Mangel ausgesetzt blieben, so war sie es auch, die mit ihrem unerschöpflichen Muthe, ihrer ernsten Heiterkeit über dieses gerettete Hauswesen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in diesen zwei armen Stuben so behaglich machte. Sie wußte, daß sie die Mutter über sich selbst und über einen verlornen Sohn zu trösten hatte, und sie gab sich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht ersterben zu lassen. Wenn wir des Abends zusammen saßen, war sie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Gespräch ausging, und man war beschämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, sie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergessen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Musik. Nun ist aber nichts gefährlicher, als mit einer Person zu musiciren oder zu singen, zu

der man sich schon ohne das hingezogen fühlt. Es ist da so viel Gelegenheit, einander schweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerksam zu sein, indem man schneller oder langsamer je nach dem Wunsche des Anderen vorwärts geht. Eins sieht dem Anderen in die Augen, um die gegenseitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachsichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt sich der Leitung des Anderen, bis man sich endlich ganz versteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und sich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zusammenklang in einander verschmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Gespräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauses, und so war es mir auch nicht schwer, in dieser kleinen Welt, die mir so glücklich schien, weil sie mich glücklich machte, bald das Princip zu erkennen, welches die Harmonie dieser kleinen Welt und ihre Reinheit störte. Es war in der Person der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphael's war sie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es seit damals nicht verlassen. „Da habt ihr mich," sagte sie, „jetzt er=



nähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich sorgen." In diesem Sinne lebte sie im Hause ewig in Angst vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für sie schaffe und sorge. Wenn Therese des Morgens eine Viertelstunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erschien die Tante vor ihr und schüttelte sie auf, daß sie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entsagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen störte und entweihte.

Sie kennen diese Tante, es ist die Alte, die mich bedient, und deren verschlossenes, mürrisches Wesen ihnen aufgefallen sein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit schnell. Mir waren seit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorüber gegangen, und an eine Rückreise, wenn ich sie auch gewünscht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarschaft war zu Ende. Dieser traurige Zustand indeß erschreckte mich nur sehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth und machte sogar Pläne, wie ich in

die Verhältnisse Theresens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundschaft, mit der ich im Hause aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigstens für den Tisch auch als Hausgenossen aufnehmen und ich auf diese Weise Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hauswesen fließen zu lassen, Theresen die große Last zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu stillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den bescheidenen Haushalt zu einem sorgenlosen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie zu diesem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieser Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unsterblichkeit führte ich in Gestalt zahlreicher Compositionen in meinen Koffer mit mir. Diese wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preisen, an Musikalienhändler losschlagen, mir schnell einen Namen machen und diesen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Capelle oder wo immer zu verschaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzusehen, zu ordnen und hier und da zu corrigiren. Mit einer dicken Rolle unter

dem Arme, in welcher sich Concerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Musikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Ansicht zurücklassen und zum Verlag anbieten. Dieser Feldzugsplan war auch sehr schnell ausgeführt. Wenn man mich auch fast in jeder Handlung befremdet und erstaunt ansah, so nahm man die Compositionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und versprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles so gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war so angenehm angeregt, daß ich mich sogleich hinsetzte, um eine neue Composition, welche mir seit einigen Tagen im Kopfe summte und die ich Theresen widmen wollte, niederzuschreiben. Aber bald sollte ich aus meinen jugendlichen Träumen schrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protectionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode sich ohne diese behelfen können. Ich trat meine Rundreise, um die Antwort der Verleger zu holen, in

derselben Ordnung an, wie das erste Mal. In der ersten Kunsthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt sei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günstig sei, und daß ich gefälligst später einmal wieder nachfragen solle. In der dritten sagte man mir offen, daß die Compositionen zu ernst seien und daß, wenn sie auch Talent verriethen, ich doch besser thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu sehen. Der Verleger machte dazu ein süßsaures Gesicht und sagte achselzuckend: Sie werden mich dieses Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben so, wie ich sie gebracht, und auf demselben Orte, wo man sie damals hingelegt hatte. Der Commis gab mir sie zurück und murmelte einige unverständliche Worte. So trug ich eine eben so schwere und dicke Rolle wieder nach Hause, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am schmerzlichsten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Theresen bald hülfreich sein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich selbst in einer hülf-

losen Lage. Meine Baarschaft war beinahe bis auf den letzten Heller erschöpft und obwohl ich bereits in dem kleinen Gasthause, in dem ich wohnte, Credit hatte, so erkannte man mit jener, allen Gastwirthen eigenthümlichen Scharfsichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weise anzusehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gasttische auszubleiben. Die Folge war, daß sich mit überraschender Schnelligkeit der Hunger einstellte. Doch ließ ich den Muth nicht sinken! Hatte ich doch gesehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Musici, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum sollte ich nicht thun wie meine Collegen in der Kunst und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu schämen. Außerdem hatte diese neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge schlich ich mich spät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hause, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrscheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerst versteckte Vorstadt-Gegenden aufsuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich

zuerst in ein großes Vorstadt-Kaffeehaus trat. Mit dem ersten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als sollte ich auf dem Theater debutiren. Aengstlich sah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher sich vor mir verneigte, meinte, ich suche als Gast einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortische. Sobald er aber sah, daß ich die Violine vornahm und zu stimmen anfing, veränderte sich sein Gesicht, und auf die Thür deutend, sagte er mir ziemlich barsch, das sei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, schon in der Gasse stehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und setzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen schlechterleuchteten Biergarten, stellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing frisch zu geigen an. Doch war ich nicht über die ersten Tacte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn so unsanft zurückzog, daß ich mit einer schreienden Dissonanz endete. Ich verstand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menschen mit meiner Kunst zu vergnügen, und ich ging.

— Es war mir unbegreiflich, warum man mich an beiden Orten so ungastlich aufgenommen. Vielleicht, sagte ich mir, wird an beiden die Musik aus Grundsatz zurückgewiesen. Um mich nicht zum dritten Male auszusetzen, beschloß ich, ein Kaffee- oder Gasthaus aufzusuchen, wo man eben Musik machte, davor zu warten, bis die Musiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, so gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehause abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genossenen Musik ausruhen zu lassen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorsicht ging es hier gerade so, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tisch und setzte mich als Gast hin, entschlossen, meine letzten Kreuzer auf eine Tasse Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Ursache meines Mißgeschicks zu erfahren.

Sobald ich als „Herr" am Tische saß, verzerrte sich das Gesicht des Kellners, der mich eben hinausgewiesen hatte, zur ausgesuchtesten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tische stand, sprach ich den Kellner mit

ziemlich herrischer Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Gesellschaft, wo wir Musik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spaßes halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, so weis't mich der Kellner hinaus; so geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehause, und so ging es mir, wie Sie wissen, auch hier. Sie haben hier doch andere Musiker spielen lassen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das ist natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden Sich nur einen Spaß machen wollten, so hätten Sie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen spielen lassen; aber Sie haben Euer Gnaden für einen von den landstreicherischen Musikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewiesen. Denn wir Kaffeehäuser und Gasthäuser erlauben nur den Musikanten des Kreuzer-Vereins, die sich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuspielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerksam. Welcher Art Verein ist das?

Ein Verein von armen Musikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Casse zahlen und einen eigenen Director haben. Aus dieser Casse werden, wie ich glaube, die Steuern der Musikanten bezahlt, und die Mitglieder dieses Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden schon gesagt habe, die Erlaubniß, in unseren Kaffeehäusern zu spielen. Da weiß man doch, an wen man sich, wenn es nöthig ist, halten kann, und da ist man im Stande, dieses Volk ordentlich zu beaufsichtigen.

So wurde mir denn die Ursache meines Mißgeschickes klar, und ich beschloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adresse des Directors nicht sagen, aber nach einigem Suchen stieß ich in der Gasse auf eine Musikbande, die sie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indessen schreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieser neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte so mißhandeln

lassen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Musikanten doch nicht ernst gewesen sein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenspiel getrieben und so die Beschämungen, die nicht mir, sondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber sah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Theresen helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterstützung anzusprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, so lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne sich selbst die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Residenz lebte, zu unterstützen. So beschloß ich, einen Theil meiner Habseligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf diese Weise gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verschaffen. Zum ersten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geschenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarschaft unserer Stadt, für dessen Hochzeit ich ein Carmen componirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reisebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarschaft für

einige Wochen hin. Therese — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen ist — mochte errathen haben, wie es mit mir stand, denn um jene Zeit fragte sie mich, ob ich nicht, wenn sich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien schon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächsten Musikabend forderte sie ihre Freunde auf, für mich zu sorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsstunden zukommen zu lassen. Sie versprachen das Beste, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indessen verfließen könnte, ohne daß sie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orchester-Anstellung zu bewerben.

Dieser Rath schien mir sehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lection die Rede war, so machte ich mich endlich auf, den Theater-Directoren meinen Besuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchsten an, mit dem Hofopern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer des Directors gewartet hatte, wurde ich abgewiesen, ohne nur vorgelassen zu werden. Im

Schauspielhause antwortete man mir, das Orchester sei übervölkert und solle nächstens reducirt werden. In einem Vorstadt-Theater hatte man der Streichinstrumente nur zu viel, da man eben eines militärischen Spectakelstückes wegen vorzugsweise Blechinstrumente brauchte. Der Director dieses Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der seinige war, viel Blech bei Weitem angemessener sei und größeren Effect mache, als alle Saiteninstrumente der Welt. Er verfahre, so versicherte er mir, nach Grundsätzen, indem er die Saiten so nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen lasse. Es blieb mir nur noch das kleinste und schlechteste Possentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier stundenlang antichambriren, da der Director in seinem Bureau eben den Besuch seiner beliebtesten Local-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Director auf die Meldung, daß ein Violinist draußen warte, schnell eintreten ließ.

Sie suchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie sind Violinist? Na, das ist charmant! ich brauche eben einen Violinisten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Gesicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Director fort, daß wir hier Mangel an Geigenspielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, ist gewisser veralteter Vorurtheile wegen schwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu, und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe diesen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Director des Vorstadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberstück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig sein wird, daß ein Quartett auf der Scene selbst aufgeführt werde.

Wieder schwieg der Director und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt sei, vor dem Publikum zu spielen, und daß, wenn er mich für dieses Quartett bestimmte, die Bedingung für mich nichts Abschreckendes hätte.

Na, das ist charmant! rief der Director und rieb sich vergnügt die Hände. Ich sehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, versinkt im zweiten Acte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beschützerin, will ihn trösten und schickt ihm,

als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm sanfte Wehmuth ins Herz gießen sollen. Nun kann man sanfte Wehmuth am besten mit Hülfe der Musik ins Herz gießen, und mein Capellmeister hat zu diesem Zwecke ein charmantes Quartett componirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Director pathetisch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Brust die Arme über einander schlug — Sie habe ich bestimmt, in diesem himmlischen Quartett den ersten Genius und die erste Geige zu spielen.

Ich soll also, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Director, in feinem fleischfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Musik zu erklären, an den schlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieser Rede müßten Sie Sich, um die Einheit des Stückes, das eine Local-Zauberposse ist, nicht zu stören, gefälligst des wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit starr vor Erstaunen da-

gestanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimischen Freunde, und was sie sagen würden, wenn sie mich auf einer Wolke reitend, als musicirenden und Wienerisch declamirenden Genius sähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde schnell wieder ernst, als ich mir Theresen unter den Zuschauern dachte — entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß des wiener Dialektes, versicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter seines Stückes stören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da stand ich wieder in den Gassen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und trotz der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Directors schien mir das Loos eines herumziehenden Musikanten, das ich vor Kurzem von mir gewiesen hatte, überaus ehrenvoll und wünschenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entschlusse wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menschen, der in äußerster Noth hineilt, um sich anwerben zu lassen, durchschritt ich die langen Straßen der Vorstadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogel's, des Directors des

Kreuzer-Vereins, aufzusuchen. Mit Zagen klomm ich die schmalen und steilen Treppen des alten Hauses hinan, fast überzeugt, daß ich selbst in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und schüchtern trat ich ein.

Die Stube war von so dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenstände kaum unterscheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum sehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zusammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borsten emporstarrte. Auf der äußersten Spitze der Nase saß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu sein schien, da er immer darüber hinwegsah. In Pelzschuhen daherschlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunsch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erschrocken, als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Gesicht fast mit seiner Nase berührend, mit breitem Munde und fast grimmig die Zähne weisend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückseliges Wesen vor, das nirgends in der Welt an seinem Platze

ist, da mich selbst der Kreuzer=Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indessen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachse, Lippe=Detmolder, oder was Sie sonst sind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barschen Begegnung wegen eine Erklärung schuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er stellte mir einen Stuhl und setzte sich selbst so nahe zu mir, daß seine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er sich wieder vor und sagte mit einem etwas minder grimmigen Gesichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achseln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müssen.

Nein, sagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es ist so bös nicht gemeint; wenn ich sage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, so meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es ist mir nichts so zuwider, wie das Hochdeutsche — es ist so hochmüthig, so stolz, und als ob es sich über unser Wienerisch immer lustig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und

das Hochdeutsche das kommt mir immer wie ein ganz neues steifes Sonntagskleid vor. Ich sehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn sie können ja nichts dafür, sie wurden so erzogen.

Während dieser Rede hatte sich das Gesicht, das mich so grimmig angefahren, auf so angenehme Weise verwandelt und einen so gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, sobald er mich versöhnt sah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie sollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas kennen, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuspielen und zu diesem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Director, daß der alte Vogel keine Geige im Hause hat? Hornist, bring meinen Straduari her.

Jetzt erst bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich schüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus

Vogel im Winkel stand. In seiner Dienstfertigkeit wußte er nicht, ob er erst den Hut oder das Horn niederlegen sollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze seiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze seiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaschen verriethen. Ich hatte offenbar einen Collegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkasten aus einem Schranke und stellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tisch. Der Director übergab mir das Instrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Instrument war ganz vortrefflich; es sang wie eine Sirene, so daß ich mit Lust darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, sagte er, dazu will ich mir erst eine Pfeife stopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife gestopft und angezündet, einen frischen Federkiel in die Spitze gesteckt und sich gemächlich in den Stuhl gestreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder sprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Tasse Schwarzen trinken!

Der Hornist eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während welcher der Director mich kopfschüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, fast über die Schulter des Hornisten hinweg, sprang, wie von einer unsichtbaren Macht geschnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Tasse Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und schwang sich so, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes stehen, drehte sich hierauf wirbelnd im Kreise und stellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Tasse auf den Tisch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verschüttet zu haben.

Gut, Rosa, sagte der Alte schmunzelnd — das hast du gut gemacht; aber dieses Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennst, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Oh, sagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Blicke auf mich, fügte sie leiser hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? — Nichts da! fort! du würdest uns nur stören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür war die Tänzerin verschwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Prise, wischte

lange an der Nase hin und her, dampfte Eines vor sich hin, lehnte sich dann im Stuhle zurück, schloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich spielte eine Cadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'schen Concerte componirt hatte. Ich spielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunst beizubringen. Aber er rührte und regte sich nicht. Nur daß er mit geschlossenen Augen manchmal die Hand ausstreckte, um die Tasse zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von sich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem schnelleren oder langsameren Tacte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er sich auf, sah mir starr ins Gesicht und sagte nichts als: Aha, so so?

Wie ein Echo wiederholte der Hornist: Aha — dann fügte er, wie vor sich hinsprechend, bei: Das ist die höhere Musik — so zu sagen die musikalische Musik — mehr Harmonie als Melodie — was man so heißt Generalbaß und Contrapunkt=Musik — die schwere, die gelehrte, die gelernte Musik.

Schweig! herrschte ihm der Director zu, schweig und geh. — Gehorsam ergriff der Hornist sein Instrument und seinen Hut und entfernte sich. Herr Nikolaus Vogel stand auf, nahm mir die Geige aus

der Hand und fing selber zu spielen an. — Nach den ersten Strichen erkannte ich den alten Meister. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und stolz stand er da und strich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derselbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumschlurfte, fing nun an, mit großen und festen Schritten, immer spielend, im Zimmer auf und ab zu schreiten. Bald stürmisch, bald sanft und immer in den reinsten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dies, sagte er, während er die Violine wieder in den Kasten legte, dies als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen sein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich sah, daß er mich schnell verstand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich schon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er sagen: das alles ist mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir stehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, so ist es mir von frühester Jugend bis

ins späte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längst verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erste Classe des Vereins einschreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigstens nicht gezwungen sein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Musiker der ersten Classe schicke ich nur in anständige Häuser, wenn ein Quartett oder ein kleines Orchester für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen lustigen Winter, so werden Sie auch schönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparsamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunstwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. — Oh, möge es bald so kommen! rief er mit Inbrunst aus — wie viele edle und schöne Talente sah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schicksale und dem Schicksale so vieler Anderen behüten!

Er warf sich in den Lehnstuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen schienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergessend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es schien, verfehlten und schmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn

durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, sich den traurigen Gedanken selber zu entreißen, und bald setzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich sorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigstens treuen Beschützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem sonderbaren Alten, der mich so mürrisch und abschreckend empfangen hatte.

6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orchesters, das je nach Bedürfniß oder Bestellung aus sechs, acht oder zehn Musikern bestand und mit dem ich in den besten Häusern bei Soireen und Bällen aufspielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müssen; die Einkünfte flossen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beschränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in seiner räucherigen Stube oft besuchte, seine Geschichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm musicirte und seine Tochter Rosa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewissen und ohne die geringste Schmeichelei. Rosa war

außerordentlich schön und eines der besten, wenn auch wunderlichsten Geschöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt sie auf diese Weise in einer Kindlichkeit, die diese Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und passend erscheinen ließ. Ihr schlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die sich ununterbrochen äußerte und über die man erstaunt gewesen wäre, wenn man sie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorschein kam, vergessen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, so zu sagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener musikalischer Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht sagen, daß sie die Musik hörte, sie sah vielmehr jeden Ton oder Accord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. s. w. verkörpert. Sie konnte keine Musik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und so tanzte sie auch Alles; sie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater musicirte, kam sie gewiß immer in die Stube, und ich sah durch den Tabaksqualm, wie sie im Hintergrunde sich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft sprang

oder herüber und hinüber schwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindischen Wesen betrieb sie ihre Kunst mit Sinn und Ernst. Stundenlang verweilte sie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meister schöne Attituden zu studiren, die sie dann zu Hause, oft zum größten Erstaunen des Publikums in der Galerie selbst nachahmte. Sie trug sich auch mit einem großen, einem reformatorischen Gedanken; sie wollte nämlich, wenn sie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf ersetzen. Sie wußte nicht, daß sie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Theresen gesprochen, und sie wünschte sie kennen zu lernen. Vom ersten Besuche, den sie in meiner Gesellschaft in dem stillen Haushalt machte, bekannte sie eine außerordentliche Verehrung für die edle und sanfte Dulderin, die sie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schwester zu ihrem excentrischen Wesen lächelte. Rosa kam oft wieder und überhäufte Theresen mit allerlei Geschenken, Theater-Billetten, Blumensträußen und anderen Kleinigkeiten, die sie sich zu verschaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete sie

das ruhige Walten der „weisen Person", wie sie Theresen nannte, und wurde in deren Gegenwart selbst ruhiger und maßvoller. Nur an den musikalischen Abenden war es schwer, mit ihr auszukommen. Mit dem ersten Tone fuhr der Tänzergeist in sie, und der Kampf, der in ihr entstand, indem sie tanzen und ihre Lust aus Rücksicht für Theresen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte sie zu so komischen Geberden und Bewegungen, daß sämmtliche Musiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem sie mit Beginn der Musik in die zweite Stube sprang, die Thür leise anlehnte und sich nun in der Einsamkeit ihrer Lust hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man sie in einer heroischen oder sentimentalen Stellung, oder auch malerisch aufs Sopha hingegossen, je nach dem Finale des eben beendeten Musikstückes.

Diese kleine Welt, in welcher Rosa tanzte und Therese schweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen schreienden Contrast mit jener rauschenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orchesters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das

Dämmerdunkel von Theresens Stube zurücksehnte und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anschein hatte, bestimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beschäftigung auf eine Weise mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die sie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, componirte ich manches der Situation Angemessene, was mein kleines Orchester leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruhestunden um Mitternacht aufgespielt wurde. Eine solche Composition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Gesellschaft, ohne sich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann schien uns während dieser Zeit einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Leisen Schrittes ging er vor dem kleinen Orchester, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend stehen blieb, bald wieder im Tacte weiter schritt, daß er sich für die Musik interessirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, schlug er die Arme über der Brust zusammen, sah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als

er mit einem schnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Bravissimo! das ist ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Compositeur des Stückes, und da ich mich selber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichsten Complimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunstverständigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er sich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Collegen sagte, daß dieser Herr der Graf N., einer der kunstsinnigsten Aristokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Residenz sei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hause auf, das Orchester auf eine halbe Stunde zu verlassen und der Gesellschaft ein kleines Concert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er sich ans Clavier setzte und sich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er stellte eine Sonate für Clavier und Geige vor sich und fragte, ob mir das Stück recht sei. Es war eine meiner Lieblings-Sonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu gehen. Noch nie hatte ich vor einem so glänzenden Publikum gespielt, noch nie hatten so viele Augen schöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und

vielleicht nie hatte ich ein Gemach gesehen, das wie dieser Salon Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles das, ich gestehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich spielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeisterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!“ „Ausgezeichnet!“ „Magnifique!“ scholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauschender Beifall. Eine Dame drängte sich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir spielen. Während dieses Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, sich zu Dem und Jenem wendend, sagte: Oh, das ist ein Künstler! Am Schlusse überhäufte er mich aufs Neue mit Complimenten, welchem Beispiele das ganze Publikum und die Dame des Hauses glaubten folgen zu müssen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hause zu, diesen Künstler müssen wir Helenen empfehlen, sie wird uns dankbar sein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hause. Er führte mich wieder in den ersten Salon, und in der Nähe des Orchesters mit mir auf und abgehend und während er etwas auf eine Karte schrieb, sagte er: Sie sind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künstlerleben zu gut, um nicht zu wissen, wie oft Schicksal und Talent in Disharmonie sind. Leider

muß ich noch heute, sobald ich dieses Haus hier verlasse, in Geschäften meines Amtes (er war Secretär der Gesandtschaft in London) abreisen, ohne zu wissen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verschaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu schätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem besseren Schutze zurücklassen.

In jedem seiner Worte, in seinem Tone sprach sich so viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orchesters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauses und den Gästen Abschied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orchester vorübergehend, schickte er mir noch einen freundlichen, fast vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeist von mir ginge. Meine Collegen im Orchester schienen auf meinen Erfolg etwas neidisch; wenigstens machten sie allerlei Bemerkungen, die so klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen lassen sich gern unterhalten; das sei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von solchen Triumphen könne

man nicht leben, und sie seien nur geeignet, von der soliden Bahn abzubringen. Der Bassist brummte, bei all dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht sei, und nicht einmal, anstatt des schlechten heurigen, besseren Wein vorsetzen. Wahr ist es, daß sich seit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orchester bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künstler wieder zu einem Tanzmusikanten herabgesunken, und die Schranken des Orchesters waren wie vorher eine unüberschreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künstler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie sie sagte, doppelt willkommen, und sie hoffte, daß wir schöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß sie in ihrer Einsamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigstens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu musiciren.

Therese jubelte, als ich ihr von den neuen Protectionen erzählte. Ich sehe, sagte sie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längst hätte ich Ihnen in meinen Kreisen schon hier und da eine Lection verschaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine

Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute selten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beschäftigt ist. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, ist man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher emporsteigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeister gerathen.

Therese und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben so gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

7.

Ich muß hier auf die erste Zeit meines wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntschaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Theresen machte. Der treueste Besucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir sind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldsen, nach ihrer Beschäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als schöne

und kräftige Gestalten zu denken. Desto überrasch-
ter war man, wenn einem der Bildhauer Alexis vor-
gestellt wurde. Die Natur hatte ihn grausam ver-
nachlässigt; er war auffallend klein und bedeutend
verwachsen. Der Rücken wölbte sich ziemlich hoch
empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der
Kopf schien wie durch ein Versehen auf diesen miß-
gestalteten Körper gerathen zu sein und trug durch
seine Schönheit nur dazu bei, auf diesen aufmerksam
zu machen; eben so wie die Mißgestalt die Schönheit
des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer
prächtigen Stirn glühten zwei schwarze und geist-
volle Augen und herrschte eine schön gebogene Rö-
mer-Nase. Ein Ausdruck von Ironie, der immer
um die etwas dicken Lippen schwebte, erhöhte noch
das Geistreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lä-
cheln hinzu kam, sogar überaus liebenswürdig und
einnehmend erscheinen konnte. In Gesellschaft war
er schüchtern und hielt sich immer still in einem
Winkel. Sprach er aber, so waren seine Worte
stolz und scharf. Man mußte schon ziemlich gut be-
kannt mit ihm sein, um von ihm freundlich ange-
sprochen zu werden. Für Theresen hatte er eine
große Neigung, und sie liebte seine Besuche, weil er
ihr von dem fernen Bruder sprach, an dem er mit

einer begeisterten Freundschaft hing. Er schätzte Raphael höher, weil er sich für den Handel untauglich erwiesen und betrachtete ihn als einen Märtyrer.

Trotz seinem menschenscheuen Wesen schloß er sich zur Verwunderung aller, die ihn kannten, bald und sehr enge an mich an. Oft, wenn wir spät in der Nacht von Theresen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und stundenlang wanderten wir unter den Bäumen am Josephs-Canal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieser so schlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von seinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäsar für seinen kahlen Kopf," sagte er einmal, „so brauche ich den Lorber für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbern," rief er, „um mich ganz darin zu verstecken!" Es war seine Schwäche, über seine Mißgestalt zu sprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So sagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt ist, desto größer ist der Drang danach, und desto mächtiger entfaltet sich der Sinn dafür; ich hoffe darum sehr Bedeutendes zu leisten." Er sprach auch viel von Rom und Italien und der Reise, die er demnächst dahin antreten wollte;

aber man sah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl sie ihm bei dem schönen Vermögen, dessen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meisten Künstlern. Die Freunde Theresens, die ihn seit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er sich Theresens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in seinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das ist in seinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Musik machen. Ich werde dabei modelliren und so bei Musik, wie Leonardo da Vinci, unsterbliche Werke schaffen.“ Der Gedanke gefiel ihm so sehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Therese aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht so ganz einsam zu lassen, so trug ich meine kleinen Habseligkeiten in das fast am Ende der Vorstadt gelegene Atelier hinüber. Es war das ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer bestand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und standen die Gypsabgüsse von antiken Bruchstücken und ganzen Statuen. Dazwischen die Masken berühmter Menschen. In Schränken und in Winkeln standen in zahlreichen Exemplaren

in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis eigene Werke, Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um gleich einzusehen, daß diese Werke der Vollendung noch ziemlich fern standen. Sonderbarer Weise hatten seine Gestalten sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm selbst; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu sehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälse zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für diese, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von diesen Statuen, die er ausgestellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausstellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufsehen erregt — es war dies eine Aesop-Büste, die er in einem Anflug von Selbst-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgestattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büste nach einigen Tagen zurück und hat sie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach seiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen lassen. Selbst aus seinem Atelier war sie verschwunden. Nur eine Arbeit fand ich in seinem Atelier, an der nichts zu tadeln gewesen, und diese war ein Basrelief, welches, man

konnte sich nicht irren, das Portrait Theresens darstellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an diesem Bilde, als der Lorberkranz, den er Theresen etwas theatralisch aufgesetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieses Bild und auf diese Weise zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Speculation! Therese muß ja doch früher oder später eine berühmte Künstlerin werden, und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben.“

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, sich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeisterung schöpfend vor das Bild zu treten, straften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf solche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüsse verwandte er den größten Theil seiner Einkünfte. Man kann sagen, daß er sonst keine Ausgaben, keine Bedürfnisse hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derselbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Wasser zum Mo-

delliren stand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes bescheidenes Gemüse zu kochen, und oft wurde die concave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schlüssel verwandt. Wie sonderbar mir auch Anfangs diese Künstlerwirthschaft erschien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, so fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie sehr dieses philosophische Leben zu meinen Umständen paßte. Alexis wurde mein Lehrmeister in der Genügsamkeit, und ich hatte mein Leben lang Ursache, ihm dafür zu danken, selbst damals, als meine Freunde von meinen neuen aristokratischen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Contrast zwischen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeschosse bestehend, doch palastartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete sie vorn einen schönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon stieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshause; in allen Salons und Zimmern

standen südliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wandten sich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönstes beisteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall schöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume standen eben so geschmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieser ganzen schönen Welt paßte die hohe und edle Gestalt ihrer Besitzerin. Durchschritt ich diese duftenden und blühenden Räume, oder saß ich zwischen Fächerpalmen neben der schönen Gräfin am Clavier, so war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daselbst bald heimisch fühlte und mit dem ersten Schritt in diese Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erst wenn ich sie verließ, erinnerte ich mich, daß mich diese Protection im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringsten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Musiciren wurden nach und nach regelmäßige Musikstunden, und ich konnte die schöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach

behandeln. Ihr aber schien es nicht im Geringsten in den Sinn zu kommen, daß ein Künstler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weise seine Kunst zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich sie einmal bei näherer Bekanntschaft ersuchte, mir doch in ihrem Kreise eine oder die andere Unterrichtsstunde zu verschaffen, antwortete sie fast mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie sind doch ein edler Mensch und wollen als ein Apostel der Kunst ihr immer neue Jünger zuführen!" — Da sie aber in ziemlicher Einsamkeit lebte, so blieb es bei dieser Bewunderung, ohne daß sie etwas zur Förderung meines Apostelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte sie, mich in meinem edlen Streben zu unterstützen, indem sie mich einer ganzen Schar junger Mädchen ihres Kreises vorstellte, mit denen sie Chöre zu singen pflegte, und indem sie mir die Leitung dieses weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatschten vor Freude in die Hände. Nun wurden auch zu diesen Uebungen gewisse Stunden festgesetzt, und da die Damen in der That sehr eifrig waren und die schönen Chöre so wie die Sängerinnen sich in dieser blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen

wurde, so hatte ich manchen sehr ästhetischen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem sechszehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich sie auf manches Eigenthümliche in diesen alten Compositionen aufmerksam machte und bei dieser Gelegenheit manche Namen alter Meister nannte, die sie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über diesen Gegenstand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geschichte der Musik eine sehr angenehme und nützliche Beschäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigstens einen Abend der Geschichte der Musik zu widmen. Der Abend wurde bestimmt, und ich hatte nicht nur im Hause der Gräfin Helene, sondern auch im Atelier, wo ich mich für diese Stunden vorbereitete, eine Beschäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle diese Anstrengungen sehr dankbar; sie behandelte mich wie einen Freund, sie lud mich zu ihren kleinen Diners, und so kam es, daß ich manchmal an der ausgesuchtesten Tafel schwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleon's oder Heinrich's IV. Kartoffeln essen mußte. Alexis machte

über diese Abnormitäten seine sarkastischen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch so fortgehen werde, wie es schon seit Wochen gegangen, und er benutzte solche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfnissen keinen Begriff hätten und die Kunst als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, seinem Beispiele zu folgen, mich in künstlerischer Einsamkeit abzuschließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt der Kunstvollendung die Menschen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfnisse, um diesen Zweck zu erreichen, auf das Kleinste zu reduciren. Seine Strafpredigten wurden schärfer und sarkastischer, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfnisse nur wuchsen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handschuhe, weiße Cravatten, Glanzstiefel und bei schlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmusikus im Schweiße meines Angesichtes und auf Kosten meines Schlafes erwarb. Ja, selbst dieser Erwerb wurde mir geschmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des

Directors des Kreuzer-Vereins praktischer hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen esse. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte sie nicht die geringste Vorstellung, und ich fing an einzusehen, daß sie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn sie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und diese Periode, die für mich so erfolgreich zu werden versprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden gestürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene sprach von einer bevorstehenden Reise, die jungen Damen bereiteten sich, aufs Land zu gehen, und unsere Stunden sollten bald beschlossen werden. Mit Bedauern sprachen sie über das plötzliche Abbrechen des so lehrreichen Unterrichtes, und es schien, als ob die sarkastischen Bemerkungen Alexis doch Lügen gestraft werden sollten. Ich bemerkte, daß die Damen sich vielerlei ins Ohr zu sagen hatten, daß Geheimnisse da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abschiedes kam heran. Ich wurde auf gewisse Stunden bestellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man sprach von der Hoffnung eines freudigen Wiedersehens im nächsten Winter, von der Dankbarkeit für den genossenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einen Tische zwanzig Bände Musikalien, sämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold versehen, zu einem Piedestal aufgestellt, auf welchem eine bronzene Copie der antiken Euterpe stand. Rings um das Piedestal lagen Börsen, eine Kappe, ein gesticktes Gilet und andere sehr kostbare und geschmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen versehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meister enthielt. Das Gesicht der jungen Damen glänzte vor Freude und innerer Befriedigung, und sie baten mich, diese Geschenke als ein Andenken an sie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich gestehe, daß ich gerührt war, und daß mir diese Geschenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hause ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Last folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, sagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher ansah, überzeugte ich mich, daß ich sie sämmtlich schon besaß.

8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich sah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geschmeichelt und an die ich mich seit dem Eintritt in das Haus der Gräfin Helene so sehr gewöhnt hatte, daß sie so zu sagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der sich nun meine Seele nur mit schmerzlicher Anstrengung trennen konnte.

Ich sah eine Laufbahn vor mir und auf dieser Laufbahn Theresen mir aufs innigste verbunden; ihrer herzlichsten Freundschaft gewiß, hoffte ich, daß von solcher Freundschaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt sei, ja, daß Therese diesen Schritt schon gethan habe. Doch sprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte sich so große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geschienen hätte, sie zu stören. So lange sie noch in Mühsal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen sprechen, zu denen, wie ich mir in meiner

traurigen Lage sagte, nur der Glückliche berechtigt ist. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor sie hintreten und sie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Therese lächelte über meine Enttäuschung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülflosigkeit fand, war sie es, die für mich sorgte, — sie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich seit so langer Zeit aufs sehnsüchtigste wünschte. Jetzt, sagte sie, ist nicht länger zu warten, und Sie müssen nun einmal in meine Sphäre herabsteigen, vor der ich Sie so gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hause, in welchem sie der Tochter Musikstunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieses Haus, wie mich Therese auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, seit einigen Jahren todt, war ein Trödler gewesen und man erzählte, daß er einst eine alte Uniform auffkaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit seinem Tode machte seine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämerischer Sparsamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. The-

rese schärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn sprechen dürfe. Ich befolgte diese Anweisungen und wurde gnädig angenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu schaffen; er trieb schon seit mehreren Jahren Musik und bildete sich ein, einen ausgebildeten Geschmack zu haben; was ich ihm immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunsche der Mutter und des Sohnes darauf beschränken, mit dem Jungen gewisse Modestücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Gesellschaft aufspielen sollte. Die Wahl der Musikstücke hing meist von der Mutter ab, die sich dabei gewöhnlich nach den Musikstücken richtete, welche sie in vornehmen Häusern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem solchen Concerte freundlich oder mürrisch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweise immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantische“ Schule vor. Ich

sah, daß hier Gewissenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es sich mehr darum handelte, den Jungen zu dressiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie sie gingen. Theresen bekam ich im Hause nur selten zu sehen, da die Unterrichtsstunden so eingetheilt waren, daß ich kam, wenn sie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es sich, daß die Mutter unserer Schüler im Hause eines Hof-Secretärs von Bruder und Schwester eine Sonate für Clavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete sie, daß ihre Kinder eine Sonate für Clavier und Violine einstudiren sollten. Ich war mit dieser Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Theresen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgesetztem Fleiße, da das Concert in der nächsten Zeit dem Publikum vorgeführt werden sollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schwester waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Scene voll Zank, Thränen und gegenseitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle seine Partie zuerst einstudiren, wenn Therese die Clavier-Partie übernehme. Bereitwillig setzte sich Therese hin und gab

sich alle Mühe, den Jungen in Tact zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben so unzufrieden, wie mit seiner Schwester. Er warf ihr vor, daß sie das Musikstück nicht verstehe, und suchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernsthaft hörte ihm Therese zu und bat mich, da ich aufbrausen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge stampfte mit dem Fuße, Therese spielte ihm zu langsam.

Gut, sagte Therese, beruhigen Sie Sich, ich werde schneller spielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längst in meinen Adern kochte.

Therese und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Tacten stampfte er wieder mit dem Fuße, schlug mit dem Bogen aufs Clavier und schrie: „Das ist zu schnell! Sie spielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Musik und wollen eine Lehrerin sein!“

Aber, Adolf! rief seine sanftere Schwester verweisend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich

auf eine Handbewegung Theresens mit der Drohung, daß wir sofort abbrechen würden, wenn er sich nicht mehr mäßigte. Therese mit ihrer himmlischen Geduld saß lächelnd am Clavier und begann mit derselben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinstellte, um den Tact anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Tacte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er sich wüthend gegen Therese und schrie: „Das ist nicht länger auszuhalten, Sie spielen ja wieder zu langsam! Sie sind eine Gans!"

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverschämter Junge!" hervorzubringen.

Adolf stand einen Augenblick wie erstarrt. Mit Einem Male aber erhob er seine Stimme und schrie auf das fürchterlichste; wie ihn seine Schwester schreien hörte, stimmte sie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter stürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief sie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und schrie: „Er hat mich geschlagen, wegen Theresen hat er mich geschlagen, er liebt sie, er liebt sie!"

Darauf starrte die Mutter mit großen Augen wechselweise bald mich, bald Theresen an. Erst nach einigen Secunden gewann sie die Sprache wieder, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder schlagen und Liebeleien in meinem Hause? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu schlagen und in meinem Hause, vor den Augen meiner Kinder sich zu lieben?!"

Ich weiß nicht, was sie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Theresens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geschrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gasse rannte. Dort erst, als mich Therese aufhielt, um sich den Hut aufzusetzen, kam ich zu einiger Besinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Theresen weiter, bis sie athemlos auf eine Bank des Glacis niedersank. Dort erst sahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Diese Scene, sagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergesse ich sie nicht.

Sie waren zu heftig, sagte Therese, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag versetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zittern=

der Stimme, konnte ich länger das unverschämte Wesen dieses kleinen reichen Menschen mit ansehen? Er erschien mir plötzlich als der Vertreter des gesammten hochmüthigen Unverstandes, dessen Härte und Rücksichtslosigkeit so gern die Besten und Edelsten verwundet und der desto unverschämter wird, je größere Milde und Geduld man ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beschützer sein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie Sich mit so großer Selbstverläugnung aussetzen!

Therese sah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte schweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in seinem Grimm. „Er liebt sie!" ausgerufen und Theresen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und sagte: Welche sonderbare Gedanken so ein Junge ohne Scheu ausspricht!

Therese errieth, was ich meinte. Sie stand auf, nahm meinen Arm und sagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zartester Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht schon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur

eines Wortes fähig zu sein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis sich nach und nach unsere aufgeregten Gefühle auszusprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer schönen Zukunft sprechend, und der Tag, der so stürmisch begonnen hatte, war einer der schönsten meines Lebens.

9.

Indessen waren wir beide um einen Theil unserer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verschmerzt, wenn jene Scene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dies war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchst empört war, erzählte in ihrem Kreise, der unglückseliger Weise der Kreis war, in welchem Therese beschäftigt wurde, daß Mademoiselle, ihre Musiklehrerin, mit ihrem Musiklehrer in ihrem Hause vor ihren Kindern eine Liebschaft angefangen und daß sie deßwegen Beide abschaffen mußte. Ein dienstgefälliges Stubenmädchen versicherte, mehrere Mal gesehen zu haben, wie ich Theresen auf der Treppe geküßt hätte. Unglückseliger Weise hatte ferner zur selben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Therese unterrichtete, den „Einfall“, sich in die

kleine blasse Musiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blassen Musiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „so böse Streiche" der kleinen Person nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreise gäng und gebe. Man verfehlte auch nicht, sich bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß Rosa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Person, die sich, wie man sagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, solcher Streiche fähig sei. Bald stand Therese so schwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in diesem Kreise ihre Entlassung anzukündigen.

Unter so traurigen Umständen kam wieder der Winter heran. Therese verachtete das Gerede und hatte dafür höchstens ein Achselzucken. Aber sorgenvoll für die nächste Zukunft ging sie in der Stube auf und nieder. Mir schnitt es ins Herz, wie ich sie so traurig sah, und als sie sich ans Clavier setzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Lassen Sie dieses unpraktische Instrument! Ich wollte, Sie spielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen sagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Musikanten durch die Welt ziehen,

und Sie würden Sich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Musiklehrer in der Residenz.

Therese hielt im Spiel inne und sah mich aufmerksam an. Der Gedanke, sagte sie, ist vielleicht nicht so übel, als es scheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfenistin von Dorf zu Dorf zu wandern, und sollte man dann noch hundert Mal schlechter als jetzt von mir sprechen. Indessen ist leider auch dieser Plan des Winters wegen und weil ich nur Clavier und nicht die Harfe spiele, unausführbar.

Und es stand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joseph nicht kannte; das will sagen: es kam ein neuer Director des Kreuzer-Vereins, welcher sich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abschied von mir und zog mit seiner Tochter in eine Provinzial-Hauptstadt, wo sie unter guten Bedingungen als erste Tänzerin engagirt war. Umsonst hatte er mich seinem Nachfolger aufs beste empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam diese Dame, deren Protection ich diesen Winter besser und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder.

Sie hatte sich in London mit dem Grafen N., dem Gesandtschafts-Secretär, verheirathet. So verschwor sich Alles, diesen Winter so traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieser trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Theresens verursachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundschaft Alexis, der sein philosophisch karges Leben mit mir theilte, wäre ich schwerlich ohne öfteren Hunger über diese Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, so sehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln speisend, oder Noten abschreibend am Nähtische Theresens. Sie hatte damals höchstens zwei Unterrichtsstunden in der Woche, die übrige Zeit saß sie zu Hause und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth sie die geringste Ermüdung. Nur selten gab sie sich ein Fest, indem sie sich für eine Stunde ans Clavier setzte. Bis um Mitternacht saß ich oft bei ihr und suchte ihr die Zeit durch Vorlesen zu vertreiben. Wenn sie mit ihrer Aufgabe, die sie sich für den Tag gestellt, zu Ende war, setzte sie sich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, schweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns

vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältnissen. Aber auch diese wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Therese immer blässer und blässer wurde und ihre Gesundheit unter den Anstrengungen und Nachtwachen sichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren schon wieder dem Frühling nahe — über ihre Blässe einige Worte fallen ließ und sie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beschränken, erwiderte sie: Nun ist ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reisen werden mir gewiß wohlthun.

Ich sah sie fragend an, sie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf sie anspielte, stand sie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erstaunt und wußte nicht, was von diesem Schauspiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergessen? fragte Therese. Ich hoffe, Sie erinnern Sich noch, was Sie vor einigen Monaten gesagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen

als Harfenistin, wie Sie sagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, setzte sich Therese zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte ernst: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerstören mich, wie Sie selbst ausgesprochen haben, und meine Pflicht ist, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was sollte aus denen werden, die mir anvertraut sind?

Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog sie mir die Hände weg und sagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht so schwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir sie auf uns nehmen. — Und um mich zu trösten, fügte sie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reisen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich stürzte ihr entgegen und fragte sie, ob sie Theresens Entschluß kenne. Traurig zuckte sie die Achseln, aber sagte mit einem

liebevollen Lächeln gegen Therese gewandt: Seit Jahren lasse ich sie gewähren; von mir hat sie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß sie ihre Entschlüsse mit Verstand und Ueberlegung faßt und daß sie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerspruch. Offenbar wollte sie Theresen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab sie an, daß sich ein solcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht schicke. Was werden die Leute sagen, rief sie aus, und welchen Gefahren setzt sich ein junges Mädchen aus, wenn es so ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Therese laufen lassen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinand's! Gehe, mein Kind, sagte sie mit Weihe, indem sie die Arme um Theresens Nacken schlang, gehe, denn wo du gehst, gehst du auf guten Wegen. Mögen die Leute sagen, was sie wollen, sie sehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wissen: du trägst ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten sich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung

als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Theresens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwischen mir und Theresen für den Sommer beschlossen war. Ungläubig sah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt versicherte, daß dem wirklich so sei, sprang er entsetzt auf und starrte mich mit seinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit schriller Stimme, elender Mensch, Sie wollen sie mir entführen? Eine Harfenistin wollen Sie aus ihr machen? Wissen Sie nicht, daß ich sie liebe?

Und wie erschrocken vor diesen Worten, sprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverständliche Worte und beinahe thierische Laute ausstieß. Mit Einem Male ergriff er einen Stock und schlug mit Wuth in seine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erschöpft sitzen blieb. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, wie uns beiden, und besonders Theresen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will

Ihnen zeigen, daß Theresen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wissen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Theresen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr sagen, daß ich sie liebe und um sie anhalte; ich kann ihr eine gesicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwidern konnte, war er aus dem Atelier verschwunden; aber schon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeschlagen und aufgegeben. Ohne mich anzusehen, setzte er sich in einen Winkel und starrte vor sich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu sprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anstarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergessen, sagte er — ich habe vergessen, daß ich mit meinem Herzen längst ein Abkommen getroffen habe. — Entsagen sollst du, sollst entsagen — ich bin stark genug, um zuzusehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Theresen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir selbst gekommen bin, oder ob

ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu suchen — ich reise nach Rom. — Versprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und streckte mir die Hand entgegen — versprechen Sie mir, treu und unausgesetzt über sie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf sie zu werfen.

Ich nahm seine Hand und drückte sie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zusammenfiel, schluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie sehr ich sie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

10.

Es regte sich noch nichts in den Gassen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unserem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum ersten Male gesehen. „Hier," sagte Therese sanft lächelnd, „können wir auf jede Weise von unserem geliebten Meister Abschied nehmen." Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholisch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! seufzte ich.

Nur nicht traurig! sagte Therese.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging schweigend neben uns bis Nußdorf; sie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Therese hielt sie sanft zurück.

Ade, und auf Wiedersehen im Herbst! sagte Therese und streichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte sie sich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verschwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau schlugen sanft ans Ufer und rieselten melodisch durchs Gestein; die Bäume am Wege bewegten sich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüsterte leise, die Vögel sangen, und von fernen Feldern scholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Therese war es, die zuerst das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verscheuchen suchte. Sie warf mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, so düster durch eine so schöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die sie trug, und suchte den Gesang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten sich im Hauche der frischen Luft,

und es war mir, als blühte sie in frischer Jugend auf. Dennoch schien es mir immer, als müßte ich die zarte Gestalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich sie fragte, ob sie ausruhen wollte, lachte sie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unser Musikantenleben erst einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reise zu stärken. Das Moos auf dem Felsstein über der Quelle war uns Tisch und Stuhl zugleich, die Vögel sangen, durch die Bäume sahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Therese war bei alledem, als machten wir eine lustige Landpartie.

Mit frischer Kraft wanderten wir weiter und standen Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich sah Theresen an, und sie verstand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man sich dabei? —

Ich habe mich das auch schon gefragt, sagte sie, aber gehen wir nur darauf los, es wird sich schon finden.

Es fand sich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hause entgegenschallte: Juchhe, da kommen ja lustige Musikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Musikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burschen sprangen aus dem Fenster und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von jungen Burschen und Mädchen überfüllt war, während in einer anstoßenden Stube die älteren Leute beim Schmause saßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur sogleich anzufangen. Wir stimmten einen Ländler an, und sofort wogte und drehte es sich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Musik kamen immer mehr Mädchen und Burschen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenster, an dem wir saßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir spielten, desto lebendiger wurde es im Hochzeitshause. Jauchzen und Jodeln erscholl, und ein Bursche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unsere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man be-

schloß, den Tanz im Garten fortzusetzen. Wir mußten uns an die Spitze stellen, und die ganze Gesellschaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man setzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreise. Der alte Schulmeister des Ortes nahm mir manchmal das Instrument aus der Hand und geigte auf. Auch Therese wurde abgelös't, indem eine dralle, lustige Person aus der Menge hervorsprang und sich uns als eine Collegin, als eine ehemalige wandernde Harfenistin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," sagte sie zu Therese, „es ist ein lustiges Leben, das Harfenistenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder lassen. Zehn Jahre lang bin ich in Oesterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden lustig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Theresens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte sie, dann kam sie wieder, und ich war ihr dankbar, daß sie Theresen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeister, der mich bereits ins Herz geschlossen hatte, machte unseren Cassirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burschen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut

ausschüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachtessen vorsetzen.

Um Mitternacht brach ich die Musik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeister führte uns in sein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Theresen vor demselben Lager allein sah. Sie hüllte sich in ihr Tuch, legte sich hin und sagte mir auf die unbefangendste Weise: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig sein, denn es ist unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwischen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt sich mit höheren Waffen, ja, sie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Gesichter aus allen Fenstern an. Vor vielen Häusern mußten wir stehen bleiben und zum Abschied aufspielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächsten Dorfe traten wir schon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieser erste Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechselungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau

fortführten. Wanderungen auf der staubigen Straße oder durch grüne Thäler, Musik vor den Häusern, manchmal in den Häusern und oft in der Schenke vor lustigen Gesellschaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter schattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das sind die Elemente und Momente, aus denen sich unser Leben zusammensetzte. Oft, wenn wir wo an einem schönen Plätzchen, meist in einem Gehölze, ruhten, spielten wir uns selber, allein von den Vögeln belauscht, irgend ein classisches Concert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutschen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloschen, und es schien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichsten Nahrung des Leibes, da wir nun seit Wochen frei und seit Jahren zum ersten Male sorgenlos in einem schönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unserem Leben so reichlich gekostet hatten. Denn was ist die kleine Beschämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hause entgegengerufen wird, man brauche keine Musik, im Vergleiche zu den ab-

schläglichen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverständigen Anforderungen, denen wir beide ausgesetzt gewesen!

Während dieses idyllischen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Theresen getrennt. Wir spielten bei einem reichen Gutsbesitzer, vor den lustigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarschaft. Therese stellte die Harfe weg und setzte sich an den Flügel, der im Saale stand. Ihr Spiel sowohl, wie ihr ganzes Wesen fiel der Frau vom Hause auf. Sie verlangte, Therese solle ihr etwas Rechtes spielen, und wir führten zusammen vor der Frau, die sich als Kennerin zeigte, eine unserer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dies sei keine Harfenistin, sondern eine ganz vortreffliche Künstlerin. Sie erinnerte sich auch, Theresen in Wien gesehen zu haben, und wir konnten, auf verschiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unsere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfenistin herabzusehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein solches Talent und, wie sie zu verstehen gab, ein offenbar so anständiges und wohlerzogenes Geschöpf zu solchem Erwerbsmittel greifen müsse. Nach einer kurzen Conferenz mit ihrem Manne lud

sie Theresen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Therese sah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, so glaubte ich ihr doch zur Annahme dieser Einladung rathen zu müssen; denn oft schien sie mir zu ermüdet aufs Lager zu sinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reisen sie zu sehr erschöpfen würden. Die Ruhe in diesem Landhause und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb sie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreisend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und stieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorspielte. Aber einmal in jeder Woche stieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu sehen, bis die bestimmte Zeit um war und ich sie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man sie und reich beschenkt. Unsere Ersparnisse, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauses über-

geben, der sie nach Wien an die Mutter zu besorgen versprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genossener Ruhe durch die starke Sommerhitze auf der staubigen Landstraße hingingen, fuhr eine Postkalesche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame saß. Der alte Herr sah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich sprang er mit einem lauten Ausrufe des Erstaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verstanden, und klopfte dem Kutscher auf die Schulter, daß er halten solle. Aber der Wagen war noch im raschen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd heraussprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Rosa, die sich jubelnd bald an Theresens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, so eilig als er konnte, herbeilief und uns schon aus der Ferne beide Hände entgegenstreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! schluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — ist es so weit gekommen? so weit?

Rosa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte sie Theresen

ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob sie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, schnell, in den Wagen! rief sie, Ihr müsset mit uns fahren, wir lassen Euch nicht wieder fort.

Wir stiegen ein, und lustig ging es auf der Landstraße weiter — es war ein freudiges Wiedersehen. Wir hielten uns gegenseitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Rosa nach Linz ging, um daselbst zu gastiren, und es wurde zugleich festgesetzt, daß wir einen Theil der Reise beisammenblieben. Abends kamen wir unter lustigem Geplauder und Erzählung unserer Abenteuer in einem schönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beste Gasthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Theresen mit unseren Instrumenten sah man etwas sonderbar an, indessen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man setzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Postchaise die armen Musikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gastwirth wie den Gästen war die Zusammensetzung unserer Gesellschaft ein Räthsel; und aus unserer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man sich beim Postillon

erkundigte, und dieser wahrheitgetreu mittheilte, daß die Musikanten an der Straße aufgelesen worden.

Wahrscheinlich hatten wir es dieser Mittheilung des Postillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unserer Stube bei einem fröhlichen Male saßen, der Kellner, während er uns bediente, so vor sich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Concert zu geben. Die Herren, die unten versammelt sind, meinte der Kellner, Offiziere und die angesehensten Edelleute aus der Umgegend, seien überzeugt, daß wir reisende Künstler von großem Rufe sein müssen, und wären sehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unserer Kunst ablegen wollten. Man bekomme hier so selten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Therese schon zugesagt.

Ich gehe mit! rief Rosa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und spiele mit auf, sagte der Alte und beeilte sich, seine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr Nikolaus Vogel, früher noch eine Flasche guten Ungarischen, daß wir uns gehö-

rig begeistern, und die Herren sollen etwas zu hören und zu sehen bekommen, wie sie es seit lange nicht gesehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verstand es, als echter Musiker die Flasche zu behandeln, und sie war bald geleert. Dann setzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unseren Geigen unter dem Arme und Rosa mit Castagnetten in den Händen, die sie schon auf der Treppe lustig klappern ließ. Therese hatte schon bei unsrer Ankunft im Saale ein Clavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tische und Stühle waren bei Seite gerückt und für Rosa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelassen. Die Herren, meist dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Gesichtern, schienen Großes zu erwarten und saßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Rosa's Seidenkleid und freies Wesen, das sich um die Edelleute wenig bekümmerte, Theresens bescheidenes und edles Auftreten schienen ihnen zu imponiren, und sie legten wenige Sekunden nach unserem Eintritte ihre großen Meerschaumpfeifen bei Seite.

Therese setzte sich ans Clavier, während Rosa noch Manches im Saale arrangiren und Tische und Stühle, so wie die adeligen Herren Gäste von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann stellte sie sich zu uns, und gab mit ihren Castagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen spanischen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der ersten einleitenden Takte stand Rosa ruhig da, den Kopf leise zur Seite geneigt, die Arme straff, den einen Fuß wie schreitend etwas vorgeschoben. Mit Einem Male schwebte sie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte sich wirbelnd um, und dann die Castagnetten erhebend und einstimmend in unsere Musik, schritt sie in rhythmischen Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Musik lauschend, neigte sie den schönen Lockenkopf und schien von einer unsichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu sich selbst kommend, schnellte sie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit fast wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, schlug die Castagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter sich zu-

sammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So sehr Eins war sie mit der Musik, so sehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Musik verkörpert dort zu sein schien, wo sie eben schritt oder sich im Kreise bewegte. Selbst als sie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und fast nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leise den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis sie den Kopf langsam auf das Knie und Arme und Castagnetten wie erschlafft zu Boden sinken ließ, und die Musik, ihr folgend, plötzlich mit einem sanft einschläfernden Tone abbrach.

Es war todtenstille im Saale. Die Zuschauer saßen schweigend und regungslos da, und erwachten erst wie aus einem Traume, als Rosa plötzlich aufsprang und, ohne sich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Theresen und mich zueilte und fragte, ob sie es jetzt besser mache als ehemals. Jetzt erst brach ein lärmender Applaus los. Die Herren sprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Rosa, um sie mit Complimenten zu überschütten. Ein dicker alter Edelmann konnte sich nicht enthalten, ihre Hand zu fassen und ihr einen weit-

schallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, sagte er, mahne ihn an die schönste Zeit seiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er sei, versicherte er, seit damals nicht so hingerissen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und bestätigten alle seine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Rosa mit unbeschreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte sich, seit sie uns verlassen, zu einer vollendeten Künstlerin ausgebildet; wir waren von dem Schauspiel eben so entzückt wie die Gäste. Diese hatten sich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hause hatte sich viel Volkes versammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenster öffnen, damit, wie er sagte, alle Welt an dem hohen „Kunstgenuß“ Theil nehmen könne. Die Fenster waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte sich das Stadt-Publikum so gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der sich davor hinstellte, gegen den starken Andrang nur einen schwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beschäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tischen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzustecken und dem Saale einen festlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte seine Bratsche und einen Pack Noten, und wir begannen frisch darauf los, erst ein kleines Trio, dann ich mit Theresen ein kurzes Duo abzuspielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umstand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beschwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künstler seien.

Ich beschwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehentlichsten Geberden, ich beschwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es sagen können, welche göttliche Künstler wir in dieser kleinen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel stellte ihm seine Tochter vor und sagte mit großem Pathos: Diese hier ist meine Tochter, Rosa Vogel, erste Tänzerin des —schen Theaters, und im nächsten Winter erste Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Rosa's war bereits sehr bekannt, und als ihn der Vater aussprach, verneigten sich die Herren auf das verehrungsvollste, was Rosa mit einem überaus ernsten Gesichte, aber eben so komischen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach dessen Geige die Tochter tanzt, oder viel-

mehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Diese hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Theresen deutete, sind zwei ausgezeichnete Künstler aus der Residenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, sich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreisen zu benutzen und sich auf ihren Reisen für ganz gemeine Musikanten auszugeben. Um aber durch diese Excentricität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Ursache zu falschen Auslegungen zu geben, reisen sie incognito und unter falschem Namen, weßhalb ich sie Ihnen nur als zwei namenlose, aber ausgezeichnete Genies vorstellen kann.

Abermals verneigten sich sämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und sofort schickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unser Publikum wurde durch die Anwesenheit der Damen noch glänzender. Für diese mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Rosa, abermals spielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erst nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unsere Stuben zurück zu ziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entschuldigte sich,

da er morgen nach Linz reisen müsse, wo seine Tochter für mehrere Gastrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reisen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreise.

Ehe wir den Saal verließen, näherte sich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Rosa, es als Andenken an diesen schönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geschenk bot eine andere Dame Theresen an. Unter den begeistertsten Zu- und Nachrufen stiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine schöne Rolle Goldes auf den Tisch. Rosa ergriff sie und drückte sie Theresen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief sie freudig. Nimm und schicke es deiner guten Mutter; das gibt einen sorgenlosen Winter.

Am anderen Morgen erschien abermals der Kellner mit einem Briefchen, welches mich und Theresen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reisen wollten, nach den Schlössern und Landhäusern der Herren zu Gaste lud.

Meine Kinder, sagte Herr Nikolaus Vogel, in-

dem er unsere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und graset die fette Weide ab. Ich würde Euch nicht mehr von mir lassen, wenn ich nicht mit Rosa zu Anfang des Winters zu Euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für Euch beide zu sorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine bessere Zeit kommen! In dieser freudigen Aussicht lasset uns heitern Abschied nehmen.

Eine Stunde darauf stiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die sie im Auge hatte, mußte Rosa doch laut auflachen, als sie bemerkte, wie sich eine lange Reihe von schwerfälligen Gutsbesitzers-Kaleschen und leichten Offizierswagen ihrer Postkutsche anschloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief sie aus und klatschte in die Hände. Der Vater aber wandte sich um und ersuchte die Herren, wenigstens eine Meile Weges zwischen ihm und ihren Wagen zu lassen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man sah das ein und versprach, langsam zu folgen. Der Postillon ließ die Peitsche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche sich ver-

sammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu sehen. Langsam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

11.

Von einem Schlosse zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreise gefolgt und überall gastlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauschenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde sie auf traurige Weise durch eine Todesnachricht gestört. Mein guter Vater ward zu seinen Vätern versammelt. Er schied nicht ohne noch seines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotschaft kam mir zugleich sein Abschiedsbrief, der für mich neben den heißesten Segenswünschen die heitersten Hoffnungen aussprach. Ich erlaubte mir während meines wiener Aufenthaltes eine fromme Täuschung, indem ich ihm die heitersten Briefe schrieb und seinem väterlichen Herzen mit den glänzendsten Aussichten für meine Zukunft schmeichelte, und nun trafen mich seine Abschiedsworte auf einer Fahrt, die etwas besser war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht

länger geeignet, unter jenen frohen Menschen frohe Musik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Therese ging als tröstender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den lustigen Musikanten vorzustellen. So in ihrer Gesellschaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie sehr einsam ich ohne sie wäre, und ich übertrug so zu sagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf sie. Aber je inniger meine Liebe wurde, desto mehr wurde ich manchmal besorgt, wenn ich in ihr blasses Gesicht sah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geisterhaftes, und ein leiser Husten, der sich oft des Morgens einstellte, machte mich schaudern. Wenn ich dann voll Angst ihre Hand ergriff, fand ich sie glühend. Dann tröstete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur sich hinter diesen Rosen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Musik wieder auf, aber es geschah diesmal, um sie bald und auf eine traurige Weise gänzlich verstummen

zu lassen. Wir spielten eines Sonntags in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schlosses lag. Burschen und Dirnen drehten sich vor uns, die wir auf der bescheidnen Bank am Ofen saßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte sich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitschultriger, rothbäckiger junger Mann in städtischen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, sprach einige Bauern gnädig an, und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgesetzt werde. Der junge Mann, durch dessen Gegenwart die ganze Gesellschaft eben so beglückt als beengt schien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte sich, stellte verschiedene Fragen und setzte sich endlich auf die Ofenbank neben Theresen. Ich will die Art und Weise, wie er ihr auf das allergnädigste den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beschreiben. Therese brach schnell die Musik ab, benutzte die entstandene Pause, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz

so zu ändern, daß ich zwischen sie und den Amtmannssohn zu sitzen kam. Diese schweigende Zurückweisung genügte ihm nicht. Er stand auf und folgte Theresen. Mir begann das Blut in den Adern zu sieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Theresens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu zischeln anfing und, da sie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, sie am Arme faßte und an sich zog, sprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, sagte er, indem er sich höhnisch vor mir verneigte, Er ist wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich scharf und machte mich bereit, mit Theresen die Stube zu verlassen.

Ist er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Theresen.

Therese nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es ist nicht wahr! schrie er, und schlug eine breite Lache auf, du bist ja ganz roth geworden. Seine Geliebte bist du! da kannst du wenigstens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte sein.

Und wie er dieses sprach, stellte er sich vor Theresen hin, versperrte ihr den Weg und streckte einen Arm aus, um sie zu umschlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und schleuderte ihn

so wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederstürzte. Die versammelten Gäste faßte allgemeines Entsetzen; regungslos standen sie da und starrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erst als ich Theresens Hand ergriff und sie durch die Menge der Thür zuführte, schrie der Amtmanns-sohn wüthend auf: Haltet den Landstreicher! Laßt ihn nicht fort! und stürzte sich die ganze Zahl der männlichen Gäste auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen sie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Theresen getrennt. Umsonst war mein Streben, mich loszu-ringen. Sie schleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schlosse zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenster blickte, fragte, was es gebe, und der Jüng-ling antwortete: Ein Landstreicher! Ein Gerichtsdie-ner kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelassen hatten, stießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zustandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreise herum und schlug mit beiden Fäusten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich so sehr empörte. Wo ist Therese, welches wird ihr Schicksal sein? Diese Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Brust unarticulirtes Geschrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man sich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelassen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeschickter Hand hervorgebracht waren. Dies verrieth mir, daß Therese mein Schicksal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohsack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfensaite nach der anderen hörte ich springen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Inneren risse. Ich klopfte an die Wände, um Theresen, wenn sie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es schien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrinnen, mitten im Gefängnisse

hin und versank in dumpfe Gedankenlosigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Rest der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete sich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich stürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wissen, warum, den Elenden, der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Mensch zu sehen. Ich stellte mich vor die Fenster und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Therese aus einer Thür trat, auf mich zustürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe sie unsägliche Angst, und sie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unsere Instrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte sie, und erlaubte mir erst, als wir Schloß und Park schon weit hinter uns hatten, sie zu umarmen und mich des Wiedersehens zu freuen. Schweigend ließ sie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte sie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

12.

Erst nach einer Stunde raschen Ganges hörte sie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Gesicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, sie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeschlagenen Augen, regungslos, den Blick vor sich hingerichtet, hörte sie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte sie sich zu mir, schlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief sie, und sah mich dabei mit den flehentlichsten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieses Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Therese, sagte ich, beruhige dich. — Dein Wille ist der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder solcher Rohheit ausgesetzt sehen, wie gestern. Schon sind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner stillen Stube neben deiner Mutter sitzen.

Aber ihre Thränen flossen noch immer. Sie

verhüllte das Gesicht mit dem Tuche und schluchzte schwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich sie, denn immer schwerer hob sich ihr Busen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte sich zuletzt in Husten und schwere Seufzer. Umsonst suchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Gesicht zu sehen, aber sie hielt es fest und wandte sich ab, als ob sie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böse Ahnung bemächtigte sich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was sah ich? — Das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Therese! mein Gott, was ist das? Blut! Blut! rief ich in entsetzlichster Angst und warf mich vor sie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Therese! schrie ich wie im Wahnsinn. — Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieser Reise bewogen, die dich tödtet!

Aber schon hatte sie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; schon hatte sie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte sie die Hand auf meine Stirn und sagte: Nein, mein Freund, die Reise ist an diesem Unfalle nicht schuld; ich habe das schon einmal im vorigen Winter erfahren. Auch ist kein Grund zur Besorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz

wohl und leicht und schäme mich meiner vorigen Muthlosigkeit. Gewiß, ich will künftig stärker und muthiger sein.

Je milder sie sprach, desto heftiger wurde der Schmerz in mir! meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Besinnung kam und mir sagte, daß es an mir sei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anstatt mich von ihr trösten zu lassen. Ich setzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Brust, und wie sie so gleich einem Kinde dalag, sprach ich ihr von unserer Rückreise, von der Freude der Mutter beim Wiedersehen, von der schönen Zukunft, die sich uns aufthat, und von unserem Zusammenleben mit Rosa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizustimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das sie sprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann schwieg auch ich und ließ sie in den sanften erquickenden Schlaf versinken, der über ihren müden Augenlidern schwebte. So saß ich lange da, die theure Last im Arme, und betrachtete ihr schlafendes Gesicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholischen Herbstwelt, die uns umgab, so große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einsame Blume zwischen den Stop-

peln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine symbolische Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verscheucht, als Therese erwachte und mich mit glänzenden frischen Augen ansah. Der Schlaf hatte ihr wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als erriethe sie beim ersten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte sie mir Beweise ihrer wiedererlangten Kraft geben, sprang sie auf und verlangte weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergessen, was sie vorhin gesagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reise noch fortsetzen, so war sie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich schüttelte den Kopf und zog sie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, sanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte. —

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, dessen Besitzer sich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächsten Städtchen zu bringen. Ich bettete Theresen so weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen

zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Therese auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich sie genugsam gestärkt glaubte, setzten wir die Reise in kleinen Abschnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbstnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erst spät abfuhren. Die schöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöstern, reichen Gefilden und rauschenden Wäldern, die milde Herbstluft schienen auf Theresen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen, so blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich sie einmal darauf aufmerksam machte, deutete sie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern standen. „Diese Röthe ist es," sagte sie leise. Glücklicher Weise betrog diese verrätherische Röthe auch die Mutter und störte nicht die Freude des Wiedersehens. Die Tante meinte sogar, das Reisen sei Theresen sehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbstwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuschung von nicht langer

Dauer. Schon nach wenigen Tagen brach Therese zusammen, und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Besorgnisse ein, die mein Inneres seit jenem traurigen Morgen zusammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hause und wurde so der beständige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Theresen vorgingen.

Ich will bei der schrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende schildern.

Therese nahm erschreckend schnell ab. Jene Röthe, die mit genau umschriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchsichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen schwarzen Wimpern stachen schön, aber traurig von den blassen Wangen ab. Auch die Hand, immer fein und zart, wurde durchsichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern schien das Blut wie unter Rosenblättern zu fließen. Es war, als sollte sie nicht wie andere Menschen sterben, vielmehr, als ob sie sich nach und nach vergeistige und in zarten Aether auflöse.

Als Rosa, wie sie es versprochen hatte, in Wien ankam, fand sie Theresen bereits so verändert, daß sie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf sie sich über Theresen hin und brach in Thränen aus. Therese verstand sie und lispelte: „Nicht wahr, meine Rosa, du findest mich sehr verändert?“ Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unsere Tröstungen, so wie über manche Täuschung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geist war klarer als je, und sie war es, die zuerst in Rosa's ganzem Wesen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Rosa in Weinen aus und sagte uns, daß sie allein nach Wien gekommen sei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nicolaus Vogel, hatte sie einen Monat vorher begraben. Diese Nachricht war uns allen wie ein Zeichen, daß der kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden so eng zusammengehalten hatte, bestimmt war, gänzlich zerrissen zu werden.

Rosa, die so ruhig und ernst geworden war, daß man sie kaum wieder erkannte, betrachtete das Versprechen ihres Vaters als das ihrige und verschaffte mir beim Hoftheater, bei dem sie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anstellung am Or-

chester, und so kam es, daß wir uns beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Theresens losreißen mußten, sie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen lustige Weisen aufzuspielen. Der alte Vogel hatte mir seinen Stradnarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Rosa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieser Geige zu gut, und, sagte sie — es sei genug, daß sie von Theresen kommend Pirouetten und Sprünge machen müsse; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um sie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu lassen.

Gedenke ich jenes Winters, so sehe ich mich nur am Bette Theresens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite sitzt Rosa und sucht ihren verlorenen kindischen Sinn wiederzufinden, um Theresen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erschreckend ruhigen Gesichte, das sich in Schmerzen zu versteinern scheint, aus und ein, oder steht zu Häupten des Bettes und wischt mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doctor kommt täglich, und wenn er geht und von Theresen nicht gesehen werden kann, zuckt er die Achseln. Eine dunkle Atmosphäre der Trauer füllt

die Krankenstube, selbst als schon die ersten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längst hatten wir uns gewöhnt, das leise Lispeln Theresens zu verstehen. Seit einigen Tagen sprach sie gar nicht mehr. Sie saß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und streckte nur manchmal die Hand aus, um sie mir, oder Rosa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unsere Schmerzen bemerkt hatten. Therese aber schlug oft ihre Augen auf, um den hereindringenden Strahlen melancholisch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir sie in einem Lehnstuhl an das Fenster tragen, durch das sie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinaussah. Wir mußten bei ihr stehen, und sie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leise gelispelten Worte zu verstehen, wie sehr dieser Anblick sie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Rosa und ich bei ihrem Lehnstuhle an dem Fenster knieten, athmete sie tief, drückte uns die Hände und sagte mit einer lauten Stimme, die uns überraschte: „Sorget für die Meinen — lasset sie in dieser schönen Welt nicht elend sein.“ Wir küßten ihr die Hände, und sie sagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin

ruhig.“ Wir trugen sie ins Bett zurück. Es war, als ob sie ein leises Frösteln überkäme, und sie hüllte sich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, streckte sie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob sich im Bette, lispelte ein kaum hörbares „Lebewohl“ und sank kraftlos zurück. Es war geschehen!

* * *

Alexis, den die Nachricht von Theresens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu spät. Er wollte nicht ausgeschlossen sein, als wir die Erbschaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu sich und führte ihn mit sich fort nach Italien, wo er, wie er sagte, ein Künstler werden sollte. Rosa wollte der Mutter ihren Verlust ersetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hause die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu sorgen, und ich vermag es, Dank der Anstellung, die mir Rosa verschaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen sind mit Theresen zu Grabe gegangen. Meine Geschichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Rosa besuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauses lebt, und

wenn ich mit ihr von alten Zeiten spreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholische Weise unterbrochen. — Ich sorge für die Tante, und das ist der Zweck meines Lebens.

Anhang.

West-östliche Geschichten

aus der neuesten Zeit.

Die Frau Consulin.

1.

Die Geschichte, die wir in den nachfolgenden Blättern erzählen, spielt zu Ende der vierziger Jahre in einer der größten Städte der asiatischen Türkei. Der entfernte Schauplatz, so wie das Interesse der betheiligten Personen sind Ursache, daß sie in Europa höchstens im kleinen Kreise der nächsten Anverwandten bekannt worden. Die Namen, die wir gebrauchen, sind rein erdichtet und die Leser würden dem Verfasser einen Gefallen thun, wenn sie aus dem Klange derselben selbst nicht auf die Nationalität der auftretenden Personen schließen wollten.

In jener berühmten und uralten Stadt, die auf der großen, ins Innere Asiens führenden Straße und an der Grenze zwischen dem blühendsten Lande und der großen Wüste liegt, war eben die erste Karavane

dieses Jahres aus dem mittelländischen Hafen angekommen. Das Glockengeläute der Kameele, das in der reinen Luft aus so weiter Ferne hörbar ist, und fast so lieblich klingt, wie die melodischen Glocken europäischer Dorfkirchen, hatte sie schon angekündigt, als sie im unendlichen Zug den eine viertel Meile von der Stadt entfernten Berg, durch die Gänge des herrlichen Pinienwaldes, herabstiegen. Aus allen Häusern eilte man herbei; denn die Ankunft der ersten Frühlingskaravane ist ein Fest für die ganze Stadt. Der Kaufmann erwartet Gewinn bringende Waaren aus Frenkistan, die Frau neuen Putz und der Müssiggänger Neuigkeiten aus der Ferne, an denen die Wintermonate so arm sind. Die Männer, welche Nargileh und Tshibuk rauchend auf ihren Teppichen vor der Thüre liegen, ziehen sich in die weite Marmor-gepflasterte Vorhalle zurück, denn die Kameele, so musterhaft ruhig und ordentlich während der Reise, werden, in der Stadt angekommen, — wild und ungezogen, treten Alles nieder und beißen nach rechts und links. Die Neugierigen und Betheiligten versammeln sich vor dem großen Hofe der Karavanserai, oder in den säulengetragenen Gallerien die ihn umgeben, und wie das Glockengeläute immer näher kommt, und endlich der Esel, der unermüdliche,

immer gleichmüthige Führer der Kameelreise an der Biegung der Straße erscheint, erhebt sich Jauchzen und Jubelgeschrei. Mit wilden Sprüngen eilen die Schiffe der Wüste ihrem Hafen zu; neben ihnen, der drohenden Unordnung zuvor zu kommen, keuchen ihre Führer und Treiber, dunkelbraue Araber aus Bagdad und ebenholzschwarze Aethiopier. In weiten Zwischenräumen sitzen im Sattel der stolz blickende Kaufmann aus Arabistan, der Perser mit roth gefärbtem Barte in blauer Tunika und himmelhoher Schaffellmütze, der bescheiden aussehende, aber klug und wachsam blickende Armenier, im weiten dunkeln Kaftan.

Trotz der Lebhaftigkeit und Buntheit eines solchen Schauspiels, wandte sich die Aufmerksamkeit der Menge doch einem weit einfacheren Anblicke zu, denn er war ein ungewohnter. Auf einem der Kameele saß ein junger Europäer in leichtem Reiserocke und breitkrämpigen Frankenhut. Ueber seinen Rücken hing ein schönes Doppel-Gewehr aus Lüttich, das sich des Beifalls der Anwesenden besonders zu erfreuen hatte. Von orientalischer Tracht hatte er nur den Shawl angenommen, der um seinen Leib als breiter Gürtel gewunden war, in dessen Falten zwei zierliche Pistolen mit geschnitzten Kolben staken. Mit dem ersten Schritte in den Hof warf sich sein Kameel auf die

Knie und der Reisende, dieser Sitte des Thieres noch ungewohnt, wäre über den Kopf desselben hinweg geflogen, wenn ihn nicht ein stämmiger Neger aufgefangen und aufrecht erhalten hätte. Das Publikum lachte über die Ungeschicklichkeit des Franken und knüpfte daran manche freundliche und manche spöttische Betrachtung über Aussehen, Waffen und Kleider des jungen Mannes. Aber es fühlte sich etwas betroffen, als der Fremde über die Bemerkungen lächelnd, sich plötzlich umwandte, und im guten Arabisch nach dem Hause des — — — schen Consuls fragte. Wie um ihre Unart gut zu machen und sich gefällig zu zeigen, antworteten nun alle Anwesenden auf Einmal, indem sie sämmtlich nach Einer Richtung hindeuteten. Der junge Mann verstand kein Wort in dem Lärm, bis ein Greis Stillschweigen gebot und sagte: „So eben habe ich Ibrahim, den Sais des Consuls hier gesehen. Ibrahim! Ibrahim! wo ist er?“ rief er in die Menge! —

„Ibrahim, Ibrahim, wo bist Du?“ scholl es sogleich von hundert Lippen.

Aus dem Gedränge trat ein hoher magerer Araber. „Was willst Du?“ fragte er den Franken.

„Führe mich zum Consul.“

„Wohl, Herr.“

Der Franke vertheilte einige Münze an die Diener der Karavane, übergab sein Gepäck zweien Lastträgern und Ibrahim sein Gewehr, das dieser stolz über den Rücken warf.

Der Ruhm der Stadt, durch deren Gassen der junge Reisende jetzt an der Seite des Arabers wanderte, reicht in die entferntesten biblischen Zeiten zurück; sie spielte eine Rolle unter den Römern, und wurde in der glänzendsten Epoche des Chalifats mit den großartigsten Gebäuden arabischen Stiles angefüllt. Selbst die Privathäuser zeugen noch von der entschwundenen Pracht und tragen jenen Stempel orientalischer Schönheit, die der enttäuschte Reisende in zwanzig andern Städten des Ostens vergebens sucht. Der junge Franke, wie er durch die schönen Gassen wanderte, schien das Gesicht eines Künstlers, das er trug, Lügen zu strafen; denn er ging an den herrlichsten Moskeen, an den prächtigsten Säulengängen, an den eigenthümlichsten Façaden vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Das muß uns um so mehr auffallen, als wir wissen, daß der Zweck seiner Reise kein anderer war als der, die Geschichte arabischer Völker und ihrer Kunst zu studiren. Zur Zeit schienen ihn aber ganz andere Gedanken zu beschäftigen. Vor sich hinbrütend merkte er es kaum,

daß er die Stadt bereits verlassen und zwischen zerstreueten Landhäusern dahinschritt, und daß ihn Ibrahim fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtete. Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und zu seinem Führer gewandt, fragte er:

Du bist der Diener des Consuls?

Nein, Herr, antwortete Ibrahim trocken.

Nicht? fragte der Europäer erstaunt. — Die Leute haben dich doch so bezeichnet.

Was wissen die Leute! rief Ibrahim und zuckte höhnisch mit der Oberlippe; — es sind das dumme Leute aus der Stadt! Ich bin ein freier Araber aus der Wüste, Ibrahim vom Stamme der Beni-Zegri, die niemals gedient haben.

Der Franke sah wie der Araber sein Haupt stolz zurückwarf. Wie kommt es aber, fragte er weiter, daß dich die dummen Stadtmenschen des Consuls Diener genannt haben?

Ich lebe in seinem Hause, das ist Alles, antwortete Ibrahim; er ist ein Freund unseres Stammes und die Beni-Zegri sind seine Freunde. Wenn er in die Wüste kommt, übernachtet er in unsern Zelten und wenn Einer vom Stamme in die Stadt kömmt, herbergt er in seinem Hause. Der Consul ist unser Bundesgenosse, er hat uns vor Vernichtung

bewahrt, als wir mit den Beni-Medi im Kriege waren, und der Pascha und die Drusen sich von ihnen erkaufen ließen und ihre Partei nahmen. Wir haben dem Consul drei der herrlichsten Stuten Arabistans verschafft, und um sie nach unserer Weise zu pflegen und dem Consul einen Liebesdienst zu erweisen, verweile ich nun seit dreißig Monaten in seinem Hause. Effendim, rief der Araber aus, es war nicht leicht dem Consul die drei Stuten zu liefern. Nur eine war in unserm Besitz, die zweite weidete am Frat und mußte gestohlen werden, und um die dritte führten wir einen vierzehntägigen Krieg, denn sie gehörte einem mächtigen Scheich, der sich den Bart ausraufte als er sie uns abtreten mußte. Sie trägt zwei der kräftigsten Amulette, die sie vor jeder Krankheit und vor dem bösen Blick bewahren und ihr Stammbaum reicht bis in die Zeiten Omars, das wirst du gleich an der Korallenschnur erkennen, die sie am Halse trägt. Effendim, du wirst dich, wenn du sie siehest, zum höchsten Lobe hingerissen fühlen; aber ich beschwöre dich, unterdrücke jedes Wort des Lobes und schweige bei ihrem Anblick. Denn die bösen Geister, die die Luft erfüllen, fangen gern ein Wort des Lobes auf und verwandeln es in Fluch. Das Thier athmet es ein als bösen Luftzug, oder weidet es ab,

als ein schädlich Kraut, oder findet es als giftigen Pilz an seiner Krippe im Hofe. Wenn du also meinen Herrn liebst, so schweige beim Anblick der Stute. Sie heißt Zaïre, um die wir den Krieg geführt haben. Ein Sprichwort sagt: Für drei Dinge nimmt der Mensch das Schwert in die Hand: für Weib, Gold und Land. Wenn das Sprichwort nichts vom Pferde sagt, so will es doch verstanden haben, daß man sich für ein Pferd wie Zaïre so gut schlagen kann, wie für ein Weib. Ja, das ganze Sprichwort ist auf das Pferd anwendbar; man liebt es wie ein Weib, es hat Goldes Werth und verschafft die Herrschaft über das Land.

Das Geplauder des Arabers hatte das Gute, daß es den Franken aus dem, seinem Führer verdächtigen Hinbrüten herausriß. Es hätte dem Fremden seiner localen Färbung wegen sogar gefallen, wenn nicht im Gesichte des Redners etwas versteckt gewesen wäre, das selbst, bei den poetischsten Redeformen ein unheimliches Mißtrauen einflößte. Der Fremde hielt es doch für schicklich, das Gespräch fortzusetzen und sich nach dem Befinden des Consuls, seines Bundesgenossen, zu erkundigen.

Allah sei gepriesen, rief der Araber aus, indem er beide Hände erhob und einen Moment stille stand,

Allah sei gepriesen, er befindet sich wohl. Sein Leib steht in Blüthe und sein Geist erhebt sich zum Himmel. O, dieses Land ist der Boden, in dem er gedeihen muß wie eine Palme, denn hier ist seine Heimath. Er ist so gut wie ein Muselmann, er ist ein Araber. Er liebt die Wüste, er liebt die Stämme, er spricht unsre Sprache, er kennt das Buch, wie ein Imam und er lebt nach unsern Sitten. Dies Eine hofft meine Seele mit Gewißheit, daß er als ein Gläubiger stirbt und in's Paradies des Propheten eingeht. Du triffst ihn nicht im Hause; er ist auf der Leopardenjagd im Gebirge, aber betrübe darum deine Seele nicht, denn er kehrt vor Sonnenuntergang wieder. Siehst du dort in der Ferne sein Haus, es ist das letzte von allen Häusern und steht am Eingange in die Wüste; denn er liebt die Wüste und hat nichts von den Stämmen zu fürchten, die ihn verehren als einen Weisen; er tauscht uns unser Geld aus, er nennt uns die Märkte, wo wir kaufen und verkaufen sollen und er spricht ein gutes Wort für uns beim Pascha und schreibt Briefe an den Vezier in Stambul. Er sei gesegnet.

Der Franke wußte sehr wohl, daß es im Orient für unschicklich gelte, sich auch nach den Frauen zu erkundigen; doch konnte er nicht umhin, auch die

Worte: Und wie geht es dem Weibe des Consuls? kurz und schnell auszustoßen.

Pschach, rief Ibrahim und begleitete den Ausruf mit einer Handbewegung, die beinahe Mißachtung verrieth, die gehört nicht in dieses Land.

Der Reisende erschrak über Ton und Ausdruck dieser Worte. Es war ihm, als erzählten sie eine ganze Geschichte. Arme Emilie, seufzte er unwillkürlich vor sich hin und versank wieder in sein voriges Schweigen. Bilder früherer Zeiten zogen an seinem Geiste vorüber und im Vordergrunde all' dieser Bilder ein kleines lockenköpfiges Mädchen oder eine kaum aufgeblühte Jungfrau, Emilie und an ihrer Seite all' die liebsten Gestalten seiner Jugend und seines Vaterhauses. Denn die jetzige Frau des ...schen Consuls in der orientalischen Stadt war mit ihm in demselben Hause, auf demselben Hofe, im selben Garten, bei denselben Spielen herangewachsen. Das kleine zarte Geschöpf, die Tochter eines armen Beamten, war der Liebling seiner guten Mutter und immer sein Schützling gewesen. Sie gehörte gewissermaßen mit zu der reichen und angesehenen Familie seines Vaters, des Geheimenrathes von Rose. Während nun der junge Eduard von Rose, an der Seite seines arabischen Führers, zwischen Aloen, die am Wege

blühten, am Rande eines Palmenhaines, dem einsam gelegenen Hause, am Eingange der Wüste, entgegenschritt, dachte er an den kleinen Garten des Hauses, das in der Hauptstadt eines nordischen Reiches liegt, an längst verschollene Familienfeste, an Schnee und Weihnachtsbäume und an ein blondes Kind, welches er in wenigen Minuten als Frau eines ihm unbekannten Mannes, so fern von der Heimath, unter so fremdem Himmel, in so veränderten Verhältnissen, wiedersehen sollte.

Sein Herz klopfte, als sie in den großen Vorhof kamen, und sein Schritt schwankte fast, als er seinem Führer folgend, aus dem Vorhof in die große kühle Marmorhalle, und aus der Marmorhalle in den üppig blühenden Garten voll tropischer Gewächse, murmelnder Cascaden und schattiger Lauben trat. Ibrahim deutete nach einer dieser Lauben, in welcher eine zartgeformte, etwas blasse Frau träumend oder in Gedanken vertieft auf einem Divan lag Eduard erkannte sie auf den ersten Blick, er näherte sich leise und ohne noch zu wissen, wie er die Frau Consulin ansprechen sollte, entschlüpfte seinen zitternden Lippen ein leise gehauchtes: Emilie!

Die junge Frau blickte auf, stieß einen Schrei aus, und warf sich mit dem Ausrufe „Eduard,

Eduard!" in seine Arme. Aber plötzlich besann sie sich, sank auf das Sopha zurück und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Eduard ergriff ihre Hand, setzte sich schweigend zu ihr und betrachtete gerührt die junge Frau, die sich alle Mühe gab, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken und ihn unter Thränen mit Lächeln anzublicken.

Beruhige Dich, — Beruhigen Sie sich, redete er ihr zu, indem er sich nur schwer zurückhielt, ihr mit der Hand über den schönen blonden Scheitel zu streichen. Emilie lächelte zu seinem Versuche, sie mit einem höflichen „Sie" anzusprechen, und als ob sie ihm diesen Verrath an der traulichen Kinderzeit verweisen wollte, sagte sie kaum vernehmbar: Die ganze alte Zeit, die ganze Heimath kommen mir mit Dir.

Damit war der Bann gebrochen und Emilie fragte und Eduard erzählte. Aus ihren Seufzern, aus ihren Ausrufungen, mit denen sie seine Erzählung, bei jeder Erinnerung an einen Bekannten, an irgend eine geliebte Stelle in der Heimath begleitete, erkannte er bald, daß an diesem Gemüthe eine tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande und ein schmerzliches Bedauern alter Zeiten nagte.

Erst nach langer Zeit bemerkte sie, daß Ibrahim noch immer so dastand, wie er, mit dem Doppelge-

wehr in der Hand, gleich einer bewaffneten Wache, bei der Ankunft Eduard's stehen geblieben war, und daß sein Blick düster und beobachtend auf ihnen ruhte.

Emilie machte ihm ein Zeichen. Der Araber wandte sich unwillig und ging in's Haus, nicht ohne noch einige Male rückwärts zu blicken. Da hast Du den Orient, sagte sie lächelnd zu Eduard. Der Bursche da hält es für seine Pflicht, mich so oft ich Besuch erhalte, zu beobachten, und sucht den Wächter zu ersetzen, den mir, ihm unbegreiflich, mein Mann nicht geben will. Heute Abend wird er über unser Wiedersehen treuen Bericht erstatten.

Es scheint ein sehr anhänglicher Diener, sagte Eduard.

Fürchterlich anhänglich, antwortete Emilie. Er würde mich, wenn es sein Herr befiehlt, mit so leichtem Herzen erdrosseln, wie man ein Blatt vom Baume reißt. Er haßt mich eben so sehr, als er seinen Herrn vergöttert, und das nur darum, weil ich fränkisch bleibe und er mir anmerkt, daß mich der Aufenthalt in diesem Lande unglücklich macht. Seinen Herrn aber verehrt er, wie ihn alle Araber verehren. Denn Pascal ist leider ganz und gar Orientale geworden. In seinem Herzen ist jede Erinnerung

an die Heimath verwischt. Er verachtet, was europäisch ist, als unnatürlich und gekünstelt und so hat er auch nicht den geringsten Sinn, nicht das geringste Mitleid für meine Sehnsucht, wieder heim zu kehren.

Seine Pflicht, seine Stellung hält ihn hier wohl fest, entschuldigte Eduard.

Nein, nein, das ist es nicht, erwiderte Emilie mit einiger Heftigkeit. Wollte er nicht die Vortheile bewahren, die ihm der hiesigen Regierung gegenüber sein Consulat sichert, er hätte es längst aufgegeben, um die letzte Verbindung mit der Heimath abzubrechen. Er hat große Reichthümer in seinem Verkehr mit den Arabern und mit den Paschas gesammelt und wir könnten in Europa ein höchst behagliches Leben führen; aber daran ist leider nicht zu denken. Nur im hiesigen Treiben findet mein Mann seine Befriedigung, und es wäre ihm unmöglich, den ungeheuren Einfluß aufzugeben, den er auf die ganze Bevölkerung, auf viele Meilen in der Runde ausübt. Er ist mächtiger als der Pascha, dem nur die Stadt gehorcht, während die Völker der Wüste seinem Worte lauschen, wie dem Worte eines Heiligen. Er gilt ihnen für einen Muselmann, und wenn er sich als solchen noch nicht bekannt hat, so unterläßt er es, nach ihrer Meinung, nur aus Klugheit, um das Amt,

das ihm der Christenkönig anvertraut hat, nicht zu verlieren und um so den Gläubigen nützlicher sein zu können. Wie ich aus mancherlei Reden im Hause entnehmen konnte, lebt er auch, wenn er sich in der Wüste bei seinen Freunden befindet, ganz nach ihren profanen und religiösen Gebräuchen, macht die heiligen Waschungen und Gebete mit, fastet mit ihnen und enthält sich verbotener Speise und Getränke.

Emilie brach plötzlich ab, sie erschrak über den Ton der Anklage, in dem sie von ihrem Manne sprach. Schweigend blickte sie wieder vor sich hin und ließ Eduard Zeit, aus ihrem Gesichte jahrelange Leiden herauszulesen. Er seufzte, als sie wieder begann: Mißdeute es nicht, daß ich so von meinem Manne spreche. Seit Jahren bist Du der Erste, vor dem ich mein Herz ausschütten kann. Es wäre ein Verbrechen an unserer glücklichsten Jugendzeit, wenn ich vor Dir etwas verschwiege, wenn ich mich vor Dir stärker oder glücklicher zeigen wollte, als ich bin. Sind wir nicht wie Bruder und Schwester aufgewachsen? Sind wir nicht —

Hier unterbrach sich Emilie, und eine liebliche Röthe flog über ihr Gesicht. Eduard schlürfte schweigend den Kaffee, den Ibrahim mit dem Tshibuk ge-

bracht hatte, aber an den starken Rauchwolken, die er vor sich hinblies, hätte man die Aufregung seines Gemüthes zu erkennen vermocht. Er rauchte, als ob er sich berauschen und allerlei Gedanken, deren manche wie Vorwürfe und Gewissensbisse gestaltet waren, verscheuchen wollte. Deine Schuld, sagte er sich, ist dies ganze Unglück. Ueber todter Wissenschaft, über zerstreuenden Reisen hast du dieses holden Geschöpfes, das dir von Kindheit an angetraut war, vergessen und hast es allen den bösen Schicksalen preisgegeben, die sich eines armen, hülflosen Mädchens bemächtigen können. Du hast sie an einen Mann, den sie nicht kannte, und in weite fremde Ferne verkaufen lassen, diese arme Blume, die nur im heimischen Boden gedeihen konnte.

Er nahm ihren Arm und bat sie, ihm die Herrlichkeiten ihres Gartens zu zeigen. Es ist prächtig hier, sagte er, als sie im Schatten der Palmen hingingen, an Wasserbecken vorüber, in denen sich Lotosblumen wiegten, und an wachsenden Wänden hin, die von den glühenden Blumenkelchen der Aloe bedeckt waren. Das, fügte er lächelnd hinzu, kann Dir unsere sandige Heimath im Norden doch nicht bieten. Jede Königin Europa's müßte Dich um dieses Paradies beneiden.

Ach, erwiderte Emilie, mit einem fast verächtlichen Achselzucken, jeder Hagebuttenstrauch daheim ist mir lieber, und an die kümmerlichen Föhren vor dem Jägerhause, unter denen wir so oft unsere Milch genossen, denke ich unter diesen Palmen, o, wie oft, mit Sehnsucht zurück. Eduard, Du hast keine Vorstellung, wie sehr man selbst unsere kalten Winter lieben kann. Wenn hier im December die Sonne scheint, schöner und glühender als bei uns im Juli, denke ich mit Wehmuth an die Zeit zurück, da ich halb erfroren und in Mäntel gehüllt durch die schneebedeckten Gassen, von Laden zu Laden eilte, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Erinnerst Du Dich noch der Brieftasche, die ich Dir zum letzten Male schenkte, in dem Jahre, ehe Du auf die Universität gingst, um nicht zurückzukommen?

Eduard griff nach der Brusttasche, wie um Etwas hervorzulangen, zog aber schnell die Hand wieder zurück und sah Emilien an, ob sie die Bewegung bemerkt hatte. Gewiß, gewiß, liebe Emilie, antwortete er etwas verlegen; gewiß erinnere ich mich: das kleine braune Ding muß sich noch unter meinen Sachen finden, die ich von Paris aus nach Hause geschickt habe.

Damit war Emilien Gelegenheit gegeben, sich

in alte Erinnerungen zu vertiefen, und sie that es mit solcher Lebhaftigkeit, daß Beiden der Nachmittag verging, ehe sie es bemerkten. Erst als die Diener in der Nähe des Hauses unter einer Laube das Abendessen vorbereiteten, erwachte Emilie wie aus einem Traume und fast erschrocken rief sie aus: Jetzt muß Pascal bald wiederkommen.

Ihr Jugendfreund that, als ob er das Gefühl, das sich bei diesen Worten in ihren Zügen äußerte, nicht bemerkte. Ich bin sehr begierig, sagte er, wie mich Herr Pascal aufnehmen wird. Ich meinerseits hatte von jeher vor seinen Leistungen auf dem Gebiete orientalischer Forschungen großen Respect. So tief ist noch keiner unserer Landsleute in den Geist und in die Geschichte des Morgenlandes eingedrungen. Aber nun komme ich als eine Art Rival und werde ihm außerdem als ein unerfahrener Anfänger, und höchstens als ein grüner Stubengelehrter erscheinen müssen. Ich bin darauf gefaßt, daß er mich etwas von der Höhe herab ansehen wird.

Da kannst Du unbesorgt sein, erwiderte Emilie, Du bringst einen Brief des Königs und des Ministers, das sichert Dir jedenfalls eine gute Aufnahme, denn Pascal ist ein ganz loyaler Unterthan und hält was darauf, seine Regierung immer in gutem Humor

zu wissen. Und was die Rivalität betrifft, so hat er jeden wissenschaftlichen Ehrgeiz, jede Lust, in Europa, das er verachtet, als Gelehrter zu glänzen, längst aufgegeben. Ich bin überzeugt, daß er Dich in Deinen Studien hier auf jede mögliche Weise unterstützen wird. Das muß man Pascal nachrühmen, daß er die kleinliche Eifersucht nicht kennt; — die Eifersucht des Gelehrten, meine ich, fügte Emilie lächelnd hinzu. Was die andere betrifft, so habe ich bis jetzt, in meiner Einsamkeit, noch keine Erfahrungen machen können. Bis jetzt war nur Ibrahim für ihn eifersüchtig, der es nie verwinden konnte, wenn ich mich vor Besuchern ohne Schleier zeigte, oder mit durchreisenden Europäern am selben Tische aß.

Ibrahim war nicht unter den Dienern, die eben vor dem Hause beschäftigt waren. Er befand sich in diesem Augenblicke auf dem Wege, der nach dem Gebirge führte, und auf dem sein Herr zurückkehren mußte. Die Sonne war im Sinken, als dieser auf seinem Rosse dahergetrabt kam und mit einiger Ueberraschung Ibrahim auf seinem Wege fand.

Giebt es was Neues im Haus, fragte er?

Ja Herr; es ist ein Gast angekommen.

Was für ein Gast?

Ein Franke.

Ein Franke, aus meinem Lande?

Ich glaube, denn er spricht die Sprache Deines Weibes.

Aber was treibt Dich, mir entgegen zu kommen und mir die Nachricht, so fern vom Hause, mitzutheilen?

Ibrahim schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Der faule Schäfer, der da schläft, ist so schuldig wie der Wolf.

Was soll das? rief der Consul, indem er seine braune Stirne unter dem weißen Turban zusammenzog.

O, Herr, fuhr Ibrahim fort, nichts auf Erden gleicht dem Manne so wenig, wie das Weib.

Warum? Was soll das einfältige Wort?

Hat sie ihn doch empfangen wie einen Bruder oder Vater! Wem wirft man sich sonst an's Herz? Und er ist nicht ihr Bruder und nicht ihr Vater.

Es ist Eduard, murmelte der Consul vor sich hin und gab dem Pferde die Sporen, daß es wild ausgriff. Ibrahim lächelte und lief keuchend nebenher. Sein Herr aber hielt einige hundert Schritte von dem Hause sein Pferd an und ließ es nun langsamen, leisen Schrittes auf dem grasbewachsenen

Rande des Weges weiter gehen. Geräuschlos ritt er in den Hof ein, stieg ab, und stellte das Pferd selbst, ohne einen Diener zu rufen, an seine Stelle. Dann ging er kaum hörbaren Trittes in's Haus und durch die Halle.

2.

Einige Augenblicke stand der Consul am Eingange des Gartens und betrachtete das lustwandelnde Paar, ohne selbst bemerkt zu werden. Ein hübscher Junge, murmelte er. Ganz so, wie sie in den Thee-Gesellschaften Glück machen. Dann legte er sein Gesicht in freundliche Falten und trat lächelnd in die Allee.

Mein Mann! rief Emilie fast erschrocken.

Herrn Pascal zuckte es um die Lippen. Doch unterbrach er sein Lächeln nicht und nahm die Begrüßung Eduards freundlich entgegen. Nach kurzem Gespräche holte Eduard seine Empfehlungsschreiben, die der Consul mit großer Ehrfurcht erbrach und las. Der Wunsch Sr. Majestät, sagte er, als sie schon am Tische beim Nachtessen saßen, Sie in Ihren Arbeiten zu unterstützen, ist mir immer Befehl. Doch bedurfte es dieses Mal keiner Empfehlung. Ich kenne Sie und Ihre Familie seit lange. Ihre Fa-

milie aus der Zeit, da ich das letzte Mal zu Hause war, um mich zu verheirathen, Sie aus den Erzählungen meiner lieben Frau, deren liebste Beschäftigung es ist, sich an die Heimat und die zurückgelassenen Freunde zu erinnern. Ich weiß, sagte Herr Pascal auf die gleichgültigste Weise von der Welt, — ich weiß, daß Sie ihr liebster Jugendfreund gewesen, daß Sie sich auf's freundlichste von frühester Zeit an ihrer angenommen, und ich werde mir alle Mühe geben Ihnen die Dankbarkeit zu zeigen, die solche Freundlichkeit verdient.

Herr Pascal versprach seinem Gaste, ihn bei seinen Forschungen auf Wege zu leiten, die, wie er glaubte behaupten zu dürfen, allen Europäern bisher unbekannt oder unzugänglich seien, und schon in den nächsten Tagen zeigte es sich, wie sehr er entschlossen war, Wort zu halten. Es verstand sich von selbst, daß Eduard im Hause wohnen blieb, denn so ist es Sitte in den entfernten Städten des Orients, daß die Vertreter der verschiedenen Staaten ihre Landesangehörigen bei sich beherbergen. Außerdem war ja Eduard gewissermaßen ein Milchbruder der Frau Consulin, ein Mitstrebender in derselben Wissenschaft, in der sich Herr Pascal einen Namen gemacht, und endlich war er vom Könige selbst dringend empfoh-

len. Das Zimmer, das ihm übergeben und von Emilien mit aller orientalischen Bequemlichkeit und mit aller occidentalischen Sorgfalt eingerichtet wurde, füllte Herr Pascal mit Papieren, welche die höchst kostbare Ausbeute jahrelanger Studien enthielten. Umsonst protestirte Eduard; er wollte sich nicht mit fremden Federn schmücken: er wollte nicht das Verdienst so tiefer und gründlicher Arbeiten für sich und zu seinem Ruhme ausbeuten. Consul Pascal hatte da Material zu einer kleinen Bibliothek aufgehäuft, das ihm bei geringer Mühe einen Namen machen konnte, der ihn unter die ersten Männer seines Faches stellen mußte. Zu solchen Bemerkungen lächelte Herr Pascal nur. Er habe weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, meinte er, und ihm liege im Grunde nicht viel daran, ob Europa vom Oriente, den es seiner Meinung nach doch nimmer verstehen, aber ewig verkennen werde, Etwas mehr oder weniger wisse. Sie, junger Mann, fuhr er fort, der Sie noch Ehrgeiz und Streben haben, Sie müssen, wenn Sie klug sind, dergleichen Gelegenheiten benutzen und es als Gewissenssache betrachten, eine Fundgrube, wie sie meine Arbeiten zu nennen belieben, auszubeuten, da diese Arbeiten sonst unbenutzt zu Grunde gehen würden.

Mit dieser Großmuth begnügte sich der Consul noch nicht. Nach einigen Tagen stellte er Eduard verschiedenen Scheichs und Imams vor, welche er ihm als die Gelehrten des Landes und in die Geschichte desselben Eingeweihtesten bezeichnete. Das Mißtrauen, mit welchem diese den jungen Franken aufnahmen, wußte sein Gastfreund mit wenigen Worten zu heben und sie wurden mittheilsam, wie sie es, Herrn Pascal ausgenommen, vielleicht noch nie gegen einen Christen gewesen. Ebenso wußte der Consul seinem Gaste alle Thore der Paläste und heiligsten Moskeen zu öffnen, und Eduard, der die arabische Baukunst studiren und Zeichnungen machen sollte, Zutritt und stundenlangen Aufenthalt in denselben zu verschaffen. Eduard war gerührt von so großer Zuvorkommenheit, die er um so mehr anerkannte, als er sich neben dem großen Wissen, das sein Gastfreund zu seinem großen Erstaunen immer mehr und mehr vor ihm erschloß, so recht als Schüler und Anfänger fühlen mußte. Wenn ihm in Gesellschaft des Herrn Pascal auch nie vollkommen heimisch wurde, wenn ihm auch manchmal, besonders auf Spaziergängen, auf denen sie Emilie begleitete, des Ausdruck seines Gesichtes mißfiel und ein gewisses Mißtrauen einflößte, so schrieb er das doch

nur dem Umstande zu, daß Emilie, seine geliebte Jugendfreundin, an der Seite dieses Mannes nicht glücklich war, und er mußte sich gestehen, daß er vor dem Geiste und der tiefen Gründlichkeit dieses Gelehrten und vor seiner großen Anspruchslosigkeit Achtung empfinde.

So vergingen Tage und Wochen. Die Bewohner des Hauses am Rande der Wüste sahen sich meist nur gegen Abend, wenn sie im Garten bei Tische zusammenkamen, dann bei Sonnenuntergang Spaziergänge in der Umgegend machten und die erste Hälfte der Nacht auf Polster gelagert auf dem platten Dache zubrachten. Diese Nachtstunden waren die angenehmsten. Eduard konnte den herrlichen Himmel mit den glänzenden Sternen, die hier der Erde näher schienen, mit dem dunkel glühenden Horizonte, der die Wüste einfaßte, nicht genug bewundern und es war, als ob Emilie mit seinen Augen sähe, denn sie gestand es, daß sie jetzt erst in der Natur des Landes, von ihm geleitet, Schönheiten entdeckte, die sie durch so viele Jahre gar nicht bemerkt hatte. Ueberhaupt war in der kurzen Zeit eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie blühte auf wie eine Blume, die von einem dumpfen Platze auf eine sonnige Stelle verpflanzt worden.

Ihre blassen Wangen rötheten sich und Eduard erkannte nach und nach das heitere Wesen wieder, das er in seiner Jugend geliebt hatte. Der erste Eindruck, den sie ihm bei seiner Ankunft gemacht, der Gedanke an einen tiefen Kummer in ihrem Herzen, wurde allgemach durch ihre gegenwärtige Heiterkeit und durch die friedliche Stimmung, die im Hause herrschte, verwischt. Die Befangenheit, die er ihres Kummers willen, sowohl ihr als Herrn Pascal gegenüber empfunden, verschwand und er lächelte über die Entschlüsse, die er damals gefaßt hatte, zwischen sich und Emilien eine gewisse förmliche Freundschaft als Schranke aufzustellen und alle Vorsicht zu gebrauchen, um sie, die eines liebenden Herzens bedurfte, zu verhindern, daß sie sich ihm, dem Jugendfreunde, nicht mit größerer Leidenschaft zuwende. Sonderbarerweise sprach sie jetzt auch weniger von der Heimat, die ungeheure Sehnsucht schien befriedigt und hätte Eduard, der schöne, liebenswürdige junge Mann, etwas mehr Eitelkeit besessen, hätte er, nur etwas geckenhaft, mehr an die Genugthuung, von einem so liebenswerthen Geschöpfe geliebt zu werden, als an ihr Wohl gedacht, er würde sich gesagt haben, daß Emilie ihre ganze Heimat, daß sie Vaterland und Vaterhaus in ihm gefunden habe. Aber unbefangen

plauderte er mit ihr und Herrn Pascal; unbefangen gab er ihr auf Spaziergängen den Arm, während der Gate daneben, oder in Gedanken vertieft, allein und von dem jungen Paare getrennt, daherging.

Wir wissen nicht, ob Herr Pascal zur Zeit die Veränderung in Emiliens Wesen dem wahren Grunde zuschrieb; wir wissen nur, daß es ein anderer Bewohner des Hauses wirklich gethan. Als Herr Pascal eines Tages aus der Stadt heim kehrte, begann Ibrahim, der ihn begleitete, plötzlich also: Hast Du beobachtet, Herr, wie Dein Weib jetzt blüht und heiter ist?

Die Weiber wechseln nach Laune.

Das Weib, sagte Ibrahim, blüht auf am Rande der Sünde, wie ein Baum am Rande der Quelle.

Schweig! befahl der Consul.

Und Ibrahim schwieg, schwor sich aber zu wachen.

Niemand wachte besser als Herr Pascal selbst, und trotz dem Befehl, der Ibrahim's Bemerkungen kurz abschnitt, bestand von diesem Augenblicke an zwischen dem Diener und dem Herrn ein neues, auf Eduard und Emilien bezügliches Einverständniß.

Kein Wort, keine Geberde entging den beiden Lauschern.

Am Abend desselben Tages, da Ibrahim seine Bemerkung gemacht hatte, fing Herr Pascal von den Arbeiten Eduards zu sprechen an und hielt ihm die Nothwendigkeit vor, noch diese und jene Stadt des Orients zu besuchen. Emilie erblaßte bei dem Gedanken an die Abreise, sie erschrak noch mehr als sie den Blick bemerkte, welchen ihr Gatte über ihr erblassendes Gesicht hinfliegen ließ. Sie sah bei Seite und da stand, als aufwartender Diener, mit verschränkten Armen, Ibrahim, der aus den Mienen zu erkennen schien, was vorging und Emilien mit stechendem Auge betrachtete. Es war ihr, als säße sie da zwischen zwei ergrimmten Feinden in einem Zauberkreise, aus dem sie sich nur retten könnte, wenn sie sich Eduard in die Arme warf. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern, eine namenlose Angst ergriff sie, und mit einer Entschuldigung stand sie auf, und schwankte in eine der dunkelsten Alleen des Gartens. Herr Pascal lächelte auf unaussprechliche Weise. Eduard bemerkte es und die Bedeutung der Scene wurde ihm klar. Schnell gefaßt, nahm er das Gespräch wieder auf, versichernd, daß er von

dem Gesagten durchdrungen sei, und sich nächstens auf die Reise machen werde.

Der Consul verstand ihn; aber er erschrak, sich eine Blöße gegeben zu haben. Eduard hielt ihn für eifersüchtig, und er kam sich lächerlich vor. Daher bemerkte er freundlich, daß seine Worte nicht so gemeint seien, daß vielmehr Eduard in dieser Stadt noch viel zu thun habe, und daß er sich die Weiterreise am liebsten so weit als möglich hinausgeschoben denke.

Um Eduard noch mehr von möglichen Vermuthungen abzulenken, ersuchte er ihn, doch nachzusehen, was seine Frau habe und ihr für den Abend seine Gesellschaft zu schenken, da ihn dringende Geschäfte nach der Stadt riefen.

Eduard erhob sich und folgte Emilien. Er fand sie auf einer Rasenbank sitzend, das Gesicht in beide Hände gedrückt.

Was hast Du, Emilie? fragte Eduard ängstlich.

Bist Du es, rief sie erstaunt, wie nach einer langen Trennung; es war als hätten ihre Gedanken in dieser kurzen Zeit einen unendlichen Raum durchlaufen. — Bist Du es? fragte sie wieder und klammerte beide Arme um seinen Nacken.

Ach, Eduard, Du weißt es nicht, welche Angst ich empfinde, wenn ich Dich mit ihm allein weiß.

Du bist kindisch, lächelte Eduard, und, fügte er ernst hinzu, ich meine, daß Du Deinem Manne Unrecht thust. Du bist nicht glücklich, das habe ich mit Kummer längst beobachtet, aber Du machst Dich dadurch noch unglücklicher.

Vielleicht hast Du Recht, antwortete sie, aber ich kann nicht anders. — Eduard, ich fürchte mich vor ihm; in ihm gehen Dinge vor, die wir nicht begreifen. Ich will es Dir nur gestehen, seit ich hier in der Einsamkeit mit ihm lebe, habe ich seinen Worten, seinen Mienen, seinem Zorn, seiner Freundlichkeit nicht einen Augenblick geglaubt. Bei jeder seiner Berührungen erbebe ich bis in's innerste Herz, das hat er bemerkt, und nähert sich mir kaum noch — aber dafür haßt er mich auch. Ja, Du wirst es mir nicht ausreden, er haßt mich. Seit Du hier bist, ist mir diese Ueberzeugung, ich weiß nicht warum, eher angenehm als entsetzlich, aber was soll aus mir werden, wenn Du wieder fortgehst? Bleibe, Eduard, ich beschwöre Dich, um Gotteswillen bleibe. Du hast mich schon einmal verlassen; ich sage Dir, was ich Dir nie sagen sollte, das ich mich immer als von Dir verlassen betrachtet habe. Dir habe ich von

Kindheit an angehört, Du aber bist in die Welt gegangen und hast das Kind zu Hause den Vormündern überlassen, die mich, die Hülflose, hieher verhandelten. Ach, wärest Du daheim geblieben, es wäre Alles anders geworden. Jetzt rette mich und nimm mich mit Dir, wenn Du nicht bleiben kannst oder ich vergehe in meiner Angst.

Liebes Kind, stammelte Eduard, ich bin sein Gast. Wisse, daß ich es ewig als ein Verbrechen an Dir und mir betrachte, daß ich Dich einst vergessen habe, — aber was kann ich jetzt als ein Ehrenmann gegen Deinen Gatten thun, der mich in seinem Hause aufgenommen und mit Güte überhäuft hat, ja, der mir nicht das mindeste Mißtrauen zeigt?

Du hast Recht, sagte Emilie mit tonloser Stimme, und ließ die Arme sinken. Ich will aushalten so lange ich es vermag, aber ich werde darüber zu Grunde gehen.

Noch in derselben Nacht wußte Herr Pascal, daß seine Frau leidenschaftlich sprechend und weinend am Halse Eduards gehangen hatte. Nur die Worte selbst hatte sein Späher nicht verstanden.

Von der Abreise war in der nächsten Zeit nicht mehr die Rede. Wenn Eduard das Gespräch darauf

brachte, schnitt es Herr Pascal mit gewichtigen Gründen, die für ein längeres Bleiben sprachen, ab; und wenn Eduard jetzt öfter als vorher mit Emilien allein im Garten umherwandelte, war jedes ihrer Worte noch überzeugender, daß er bleiben müsse. War er aber allein, so erschien ihm wieder die Pflicht abzureisen, dringender als je. Schwerlich hätte ihn Emilie länger zurückgehalten, hätte sie eine Ahnung von der Scene gehabt, die an einem dieser Abende hinter der Aloehecke, vor welcher sie mit Eduard saß, gespielt hatte. Da kniete Ibrahim und hielt Eduards Doppelgewehr in der Hand. Er wollte mehrere mal anlegen; aber seine Arme zitterten vor Wuth. Endlich faßte er sich und legte den Lauf leise auf ein Cactusblatt und schob ihn langsam vor, bis er fast die Locken Eduards, der eben Emiliens Hand küßte, berührte. In dem Augenblicke fühlte sich Ibrahim an der Schulter gefaßt. Sein Herr stand hinter ihm, machte ihm ein abwehrendes Zeichen, winkte und der Diener folgte. Leise schlichen die beiden Männer fort, ohne auch nur ein Blatt zu berühren, daß es rauschen konnte, ohne den Sand auf dem Wege knistern zu machen. Im Hause angekommen, lispelte Herr Pascal dem Araber zu: In meinem Hause darf dem Gaste, der mir von meinem Sultan

empfohlen ist, nichts begegnen. Ich weiß ein anderes Mittel.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß, da Eduard eben aus der Stadt zurückkehrte, fand er im Hofe allerlei Pferdegeschirr ausgebreitet und Waffen an die Wand gelehnt. Die Diener waren mit Putzen und Ausbessern beschäftigt und das Ganze hatte ein so kriegerisches Aussehen, als ob ein kleiner Feldzug unternommen werden sollte.

Was bedeuten diese Vorbereitungen? fragte Eduard.

Nichts für einen Franken, antwortete Ibrahim spöttisch.

Herr Pascal, der in der Thüre stand, sagte lächelnd: Ibrahim hält alle Franken für unfähig, einen Leoparden vor den Kopf zu schießen.

Also eine Leopardenjagd? fragte Eduard.

Ja, erwiderte der Consul; sie ist vielleicht meine einzige Leidenschaft.

Sie muß höchst interessant sein, meinte Eduard, und ich möchte wohl etwas der Art mitmachen.

Der Consul zuckte die Achseln und sagte: Halb und halb möchte ich denn doch mit Ibrahim übereinstimmen; das Vergnügen kann einem Franken in der That ziemlich gefährlich werden, besonders in

dieser Jahreszeit, wo die Leoparden ihre Jungen zu vertheidigen haben.

Eduard war von dem Tone, in welchem Herr Pascal die Worte sprach, etwas beleidigt. Sie werden mir, wenn ich Sie darum bitte, sagte er, es doch nicht versagen, und mir erlauben, Sie auf Ihrer Jagd zu begleiten.

Gewiß nicht, versetzte Herr Pascal verbindlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, bin ich gern bereit. Ich gebe Ihnen mein bestes Pferd und bitte Sie nur um die Erlaubniß, für Sie als einen Unerfahrenen, einige Sorge tragen zu dürfen. Sie müssen mir versprechen, sich ganz nach meinen Anweisungen zu benehmen.

Während des ganzen Abends ward die Jagd nicht weiter erwähnt, Herr Pascal mochte seine Ursachen haben, darüber vor Emilien zu schweigen, und Eduard ahnte, daß ihr die Mittheilung unangenehm wäre. Auch kümmerte er sich nicht weiter um die Vorbereitungen und überließ alles Ibrahim, der als Leoparden-Jäger berühmt war, und am Besten wußte, was es für den morgenden Tag zu thun gab.

Mit Sonnenaufgang sollte aufgebrochen werden. Als Eduard in den Hof trat, waren die Pferde schon gesattelt und man führte ihm das schönste der-

selben, die gefeierte Stute Zaïre, vor. Mit Freuden schwang er sich auf ihren Rücken und ließ sie im Hofe umher galoppiren. Nie hatte er sich auf einem Pferde so wohl gefühlt; er merkte, wie es jede seiner Absichten schnell verstand und freuete sich an dem sanften und leichten Schritte, der den Reiter rythmisch, so zu sagen, musikalisch, wiegte. Er überhäufte es mit Schmeichelworten und konnte nicht umhin, einige laute Ausrufe, zu seinem Preise, auszustoßen. Er hatte vergessen, daß Ibrahim ihn gebeten hatte, jedes Wort des Lobes zu unterdrücken, um nicht die bösen Geister herbei zu locken. Grimmig stürzte dieser heran, und gebot ihm mit lauter Stimme, zu schweigen. Eduard lachte auf, und es ergab sich ein Wortwechsel, welchen Herr Pascal umsonst zu beschwichtigen suchte. Da erschien Emilie am Fenster ihres Schlafzimmers, — mit Schrecken sah sie Eduard im Sattel und zur Jagd gerüstet.

Du reitest mit? rief sie mit zitternder Stimme.

Eduard nickte, und sie verschwand vom Fenster, um gleich darauf im leichten Morgenanzuge im Hofe zu erscheinen. Sie eilte auf Eduard zu, faßte seine Hand, und beschwor ihn, zu Hause zu bleiben. Er lächelte und suchte sie zu beruhigen. Aber vergebens.

Ich habe, sagte sie aufgeregt, eine schlimme

Ahnung; es widerfährt Dir etwas Böses auf dieser Jagd. Du kennst die Gefahren nicht. Ich beschwöre Dich im Namen Deiner Mutter, bleibe zurück, gehe nicht mit, Eduard; — Du gehst in Deinen Tod.

Ein krampfhaftes Zittern ergriff sie und sie mußte sich am Sattel fest halten, um nicht zu sinken. Eduard redete ihr zu, aber sie schüttelte traurig den Kopf. Traue ihnen nicht, lispelte sie.

Eduard runzelte die Stirne, und er konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken. Er hielt es nun sogar für Pflicht mit zu gehen, um durch eine glückliche Rückkehr Emilie und ihr Mißtrauen zu beschämen. Herr Pascal, der der Scene schweigend und ohne eine Miene zu verziehen, zugesehen hatte, schwang sich auf's Pferd, und gab ein Zeichen. Sogleich saßen alle Diener im Sattel und der Zug setzte sich in Bewegung. Emilie hing krampfhaft an Eduard's Hand. Mit der Linken griff sie, wie im Traume, nach dem Zügel seines Pferdes, um es zurück zu halten. Aber Eduard faßte ihre beiden Hände, machte eine rasche Seitenbewegung, und befreite sich, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, auf etwas heftige Weise von der süßen Last. Emilie ließ los, schwere Thränen traten aus ihren

Augen. Wie sie so gebrochen da stand, keines Wortes fähig, wie die sanften Morgenwinde mit ihrem weißen Anzuge spielten, war sie unendlich schön aber auch überaus bedauernswürdig anzusehen. Es gehörte viel Selbstüberwindung dazu, dem Pferde die Sporen zu geben. Aber Eduard hielt es, wie gesagt, für Pflicht, diesmal hart zu sein, er rief ihr noch einen guten Morgen zu und sprengte den Reitern nach, die schon weit voraus waren. Erst auf einem ziemlich fernen Hügel wagte er es, rückwärts zu blicken, und da stand Emilie auf der Höhe des Daches, über das Geländer gelehnt, ihm nachsehend.

Anfangs ritt er schweigsam und in sich gekehrt neben Herrn Pascal hin. Er konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen forschenden Seitenblick auf das braune und durchfurchte, aber immer unbewegliche Gesicht seines Gastfreundes zu werfen. Trotz Allem hatten die Worte Emiliens einigen Eindruck in ihm hinterlassen. Sie liebt mich, sagte er sich, und ich gebe sie zum Theil nur aus verletzter Eitelkeit, um mich von ihrem Manne nicht für furchtsam halten zu lassen, den bittersten Befürchtungen preis. Aber auch ich liebe sie, dachte er seufzend; und ich bin es ihr schuldig, die grauenvollen Gedanken, wo-

mit sie ihren Mann betrachtet, so viel an mir ist, zu widerlegen.

Was hat Ihnen Emilie vorgejammert, fragte der Consul kalt.

Weibliche Befürchtungen, antwortete Eduard, Sie sprach von den Gefahren der Jagd für einen Ungeübten.

Sie hat ein erhitztes Hirn und gibt sich den sonderbarsten Vorstellungen hin. An Ihnen jedoch hängt sie mit einer rührenden Freundschaft.

So sprechend sprengte Herr Pascal vor, um verschiedene Befehle an die Diener auszutheilen. In seinen Worten, in der Art wie er sie gedehnt und beziehungsvoll aussprach, lag nichts, was die Schatten in Eduard's Gemüthe hätte zerstreuen können. Besser wirkte die großartige Natur, die die Jagdgesellschaft umgab. Rechts vom Wege dehnte sich unabsehbar die Wüste aus mit ihren kleinen Hügelungen, auf denen dort und da tropische Distelpflanzen ihre Speere, und von diesen umgeben, glühende Blumen in die Luft streckten. Links erhoben sich die letzten Ausläufer des nördlichen Gebirges, merkwürdig contastrirend gegen die so nahe liegende gelbe Fläche, zwar hie und da ebenfalls verbranntes und kahles Gestein hervorstreckend, im Ganzen aber grün,

von Sträuchern und Stauden bedeckt, von gelben, rothen und weißen Blüthenguirlanden umzogen. In den Thälern und Schluchten, die auf den Weg mündeten, breit bedachte Pinien, manchmal eine dunkle Cypresse, und auf den besonnten Vorsprüngen herrliche Palmenschäfte, ruhig mit starren riesigen Blättern dastehend, oder mit breiten Fächern lieblich auf und niederfächelnd. Eduard wußte nicht, wohin zuerst die Blicke wenden. Waren sie vom Schimmer der Wüste ermüdet, versenkte er sie in die grünen Winkel der Thäler, die Ruhe und Erholung athmeten; neu gestärkt flogen sie dann wieder über die öde Unendlichkeit hin, bis an den glühenden Horizont.

Nach mehrstündigem Ritte machte man in einer schattigen Bucht, am Fuße eines bebuschten Plateaus, Halt. Hier oben, sagte Herr Pascal, soll sich das Lager eines Leoparden befinden. Bevor wir ihn angreifen, wollen wir uns durch ein Frühstück Kräfte geben.

Die Diener breiteten allerlei Nahrungsmittel auf einem flachen Steine aus. Herr Pascal und Eduard saßen dabei, ohne sie zu berühren. Herr Pascal war nachdenklich; Eduard in der Stille der

Thalschlucht wieder an die Scene des heutigen Morgens erinnert, voll Unruhe und Traurigkeit.

Essen Sie doch, forderte Herr Pascal seinen Jagdgenossen auf.

Es ist mir nicht möglich.

Und was verleidet Ihnen die Lust, wenn ich fragen darf?

Um es offen zu gestehen, ich denke an Emilie. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und darf darum so offen sprechen. Das Kind, verzeihen Sie ich wollte sagen, Ihre Frau, scheint mir so unglücklich, von so düstern Phantasien gepeinigt, sie sieht und ahnt überall nur Schrecken und Unglück, ihr Herz ist, ganz gegen ihren Charakter, voll Argwohn. Vielleicht haben es Ihnen Ihre Geschäfte, Ihre Studien bis jetzt noch nicht erlaubt, das zu beobachten. Ich bin mit ihr, wie ein Bruder aufgewachsen, und habe vielleicht das Recht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Herr Pascal antwortete lange nicht, aber fühlend, daß er etwas sagen müsse, erwiderte er endlich: Also Argwohn? Gegen Wen? — Ich wüßte nicht — wer hat ihr Ursache gegeben? Ich habe sie nur melancholischen Gemüthes gekannt — aber auch diese Düsterheit hat sich seit Ihrer Anwesenheit,

Herr von Rose, etwas aufgeheitert. Wenn jedoch in der That von dem bösen Gifte des Argwohns irgend wie die Rede sein kann, so dürfte dieses ebenfalls erst seit Ihrer Anwesenheit aufgekommen sein.

Das klingt wie eine Anklage, Herr Pascal, antwortete Eduard. Ich gebe Ihnen das Wort eines Mannes, daß Sie weder Emilien noch mir einen Vorwurf zu machen haben.

Auf die Worte wandte sich Herr Pascal mit einer raschen Bewegung, wie man sie an ihm nicht gewöhnt war, gegen Eduard, blickte ihn mit funkelnden Augen an, und sagte mit bleichen, bebenden Lippen: Sie liebt Sie. — Schnell faßte er sich wieder und fügte nach kurzer Pause, noch ehe der überraschte Eduard antworten konnte, hinzu: Lebten wir in europäischer Gesellschaft, so würden es jetzt schon Hunderte wissen, — in europäischer Gesellschaft ferner, würde ich mich höchst wahrscheinlich, Herr von Rose, mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Allein hier im Orient hält man jeden Duellanten für einen Deli, d. i. für einen Wahnsinnigen, und ich bin ganz der orientalischen Ansicht.

Er stand auf und gab den Dienern Befehl, daß die Jagd angefangen werde, und zu Eduard ge-

beugt bemerkte er auf's Verbindlichste: Sie erlauben mir Ihnen Ihren Platz anzuweisen.

Eduard nickte bejahend mit dem Kopfe und folgte dem Consul, der mit den Dienern aufwärts dem Plateau entgegenstieg. Im Steigen wandte sich dieser noch ein Mal um. Wie wenig ausgesetzt auch der Platz sein mag, auf den ich Sie stelle, so seien Sie doch auf Ihrer Hut, denn der Leopard könnte trotz Allem gerade auf Ihrer Seite aus dem Gebüsche brechen. Also halten Sie sich immer auf seinen Empfang bereit.

Sie wanderten eine Strecke weit am Rande des Plateaus hin, bis an eine Stelle, wo sie von den Dienern mit den Pferden erwartet wurden. Der Consul und Eduard bestiegen die ihrigen. Die Diener blieben zu Fuß. Sie zogen wieder weiter, und an einer zweiten Stelle trafen sie auf eine Schaar Araber, die große, oben flache Stäbe in der Hand hielten und die bestellt waren, den Leoparden, durch das weite Gebüsch in einem großen Kreise vorwärts dringend und auf die Sträuche schlagend, aus seinem Lager aufzujagen. Unter einer Pinie wies der Consul seinem Jagdgenossen den Platz an; ungefähr zwanzig Schritte von ihm begann das Dickicht. Hier, sagte Herr Pascal, halten Sie unverrückt auf Ihrem

Pferde. Der Leopard wird höchst wahrscheinlich dort, bei jener Cypresse, durchbrechen, so daß Sie seinen Fall werden sehen können. Vermuthlich werde ich dann selber dort sein, und wenn das Glück es will, ihn tödten. Aber wie gesagt, Sie müssen immerhin auf Ihrer Hut bleiben. Uebrigens lasse ich Ibrahim, den besten Leoparden-Jäger des Landes, in Ihrer Nähe.

Herr Pascal ging. Sämmtliche Diener und die bestellten arabischen Treiber folgten. Nur Ibrahim blieb und setzte sich, Datteln kauend, sein Jagdgewehr im Arm, einige Schritte von Eduard entfernt, auf einen Stein nieder. Bald war die Jagdgesellschaft verschwunden und Eduard mit dem Diener in voller Stille und Einsamkeit. Ein Neuling, wie er war, folgte er den Anweisungen seines Gastfreundes auf's Pünktlichste. Unbeweglich hielt er da, das Gewehr in der Hand, immer vorwärts blickend nach dem Dickicht. Aber die Zeit verging und nichts regte sich. Er wandte sich fragend gegen Ibrahim und sah, wie ihn dieser mit einem drohenden Lächeln anblickte. Er glaubte die Ursache dieses Lächelns in seiner kindischen Folgsamkeit zu finden, und erlaubte sich auf seinem Pferde eine erleichterte Bewegung. Erst als er aus weiter Ferne das Schlagen der

Knittel und das Rufen der Treiber hörte, stellte er sich wieder steif an seinen Posten. Doch war es ihm diesmal schwer, den Blick auf das vor ihm liegende Gebüsch zu heften; unwillkürlich wandte er ihn immer nach der Cypresse hin, wo, der Aussage des Herrn Pascal nach, der Leopard hervorbrechen sollte, und wo in der That schon einige Schützen in derselben Erwartung bereit standen. Die Treiber mit ihrem Lärmen kamen immer näher; nach seinem Gehör konnte Eduard ermessen, wie der Kreis enger und enger wurde, und es kam ihm vor, als ob er sich nach seiner Seite hin verengerte. Endlich hörte er das Brüllen des aufgejagten Thieres und gleich darauf ein Knacken und Krachen der Zweige. Schon sah er, wie sich die Gipfel der Sträuche bewegten, welche das Thier durchbrach; sein Pferd Zarre zitterte einen Moment lang am ganzen Körper, dann aber streckte es sich, und hob es sich mit dem Vorderleibe, als ob es dem Feinde entgegenspringen wollte. Eduard hielt es fest, und es schien seinen Reiter zu verstehen, denn stramm streckte es die beiden Vorderbeine hart an einander vorwärts und stand unbeweglich, wie aus Bronce, immer mit seinem Reiter dem Gebüsche entgegen blickend. Da entdeckte Eduard im Dickicht und zwar am Fuße des Gesträuches zwei glühende

Augen, die ihn mit furchtbarem Licht anleuchteten. Er wußte nicht, ob das der Augenblick zum Abfeuern sei oder ob er warten müsse bis das Thier sich mit dem ganzen Körper zeige und dem Schusse ein größeres Ziel biete. Zaudernd sah er sich nach Ibrahim um; der war verschwunden, und schnell wie ein Blitz flog Eduard die Erinnerung an die warnenden Worte Emiliens durch den Kopf. Aber er hatte nicht Zeit darüber zu brüten; sein Pferd stieß ein Wiehern aus, das einem grellen Trompetentone glich und wie eine Mahnung zur raschen That erschallte. Noch immer lag der Leopard unbeweglich, wie schnell sich auch die Stimmen der Treiber näherten, nur sein Schweif schlug um sich und bewegte das Gebüsch hinter ihm. Eduard legte an, schoß und fehlte. Noch starrte er seinem Schusse nach, als schon das Thier mit zwei gewaltigen Sätzen auf ihn lossprang. Es war um ihn geschehen, wenn nicht Zaïre in demselben Augenblicke, da sich das Thier erhob, einen Seitensprung nach Rechts gemacht hätte; dennoch faßte der Leopard Eduard im Vorübersprunge am linken Arm und riß ihm seinen Aermel sammt einem Stück Fleisch ab. Damit flog das Thier auf die Erde hin, nach Art der Katzen nicht daran denkend, umzukehren und die entwischte Beute noch einmal anzugreifen.

Im Gegentheil setzte es eben an zu einem neuen Sprunge, um in das hinter Eduard liegende Gebüsch zu entkommen, als aus eben diesem Gebüsche ein Schuß erscholl und es niederstreckte. Dem Schusse folgte Ibrahim mit jubelnd aufgehobenem Gewehre. Aber noch ehe er das Thier betrachtete, trat er an Eduard heran und musterte seine Wunde und das zur Erde strömende Blut. „Es ist nichts," sagte er achselzuckend, und ging durch das Gebüsch der Gruppe zu, bei der sich sein Herr befand.

Er ist todt, rief er diesem zu.

Wer? fragte Herr Pascal rasch.

Nur der Leopard, antwortete Ibrahim, abermals die Achsel zuckend.

Sie Alle sammelten sich jetzt um das verendende Thier. Herr Pascal zeigte keine große Erschütterung, als er die Wunde Eduards, der vom Pferde gestiegen war, bemerkte. Er sagte nur, das seien Kleinigkeiten, auf die man bei einer Leopardenjagd gefaßt sein müsse; übrigens sei es merkwürdig, daß der Leopard grade auf Eduards Seite hervorgebrochen sei. Man habe das schon öfter bemerken wollen, daß diese Thiere sich instinctmäßig der Seite zukehren, wo die geringere Gefahr sei. So sprechend schnitt er Eduard den Rest des Aermels auf, zog

Tücher hervor, und verband ihm die Wunde mit kunstverständiger Hand; das verhinderte jedoch nicht, daß das Blut nach wie vor hervorquoll.

Den todten Leoparden übergab man den Dienern und trat den Rückweg an. Neben Herrn Pascal ritt Ibrahim und erstattete ihm, wie es Eduard schien, mit leiser Stimme Bericht über die Jagdkatastrophe. Auf eine Bemerkung seines Herrn antwortete er vernehmlich: Es stand so geschrieben.

Herr Pascal gesellte sich hierauf zu Eduard, redete ihm freundlich zu und stellte ihm die Wunde sowohl, wie den ganzen Vorfall, als ganz bedeutungslos vor. Aber bald war der Verwundete seiner nicht mehr mächtig genug, um dem Gespräche zu folgen. Der Blutverlust hatte ihn erschöpft; seine Gedanken begannen zu schwärmen, alle Ereignisse des Tages verwirrten sich in seiner Erinnerung. Bald sah er den Leoparden auf dem Hofe Herrn Pascals; bald wieder Emilien, wie sie in dem Augenblick, da der Feind auf ihn lossprang, im Morgenkleide auf ihn zueilte; dann wieder Ibrahim, der hinter ihm im Gebüsche lag und sein Gewehr auf ihn anlegte. Doch stand bei aller Verwirrung seiner Vorstellungen der eine Gedanke in ihm fest, Niemand anklagen zu wollen und Emilien das ganze Ereigniß als einen

Zufall, als eine Folge seiner Unerfahrenheit, darzustellen. Was sollte es auch Anderes sein? Eduard war mit seinen Entschlüssen kaum zu Ende gekommen, als er plötzlich seine letzten Kräfte schwinden fühlte, als ihm die Gegenstände vor seinen Augen in ein unentwirrbares Chaos zerrannen und es ihm mit einem Male überaus wohl wurde. Es war ihm, als läge er zu Hause auf dem Sopha, umgeben von der zärtlichen Pflege seiner Familie. Er lag jedoch in Wirklichkeit bewußtlos auf dem Wege.

3.

Wir werfen einen Schleier über die Stunde, da die Jagdgesellschaft heimkehrte, die Diener den bewußtlosen Eduard in den Hof trugen und Emilie eine Leiche zu empfangen glaubte. Während seiner Abwesenheit, während der Stunden, die sie in Angst und Sorgen um ihn verlebte, war er ihr, wo möglich, noch theurer geworden. Die Zeit, die sie nicht, nach der Jagdgegend blickend auf dem Dache zubrachte, verweilte sie auf seiner Stube und beschäftigte sich mit seinen Büchern und allen den Gegenständen, die ihm, den sie nie wieder zu sehen befürchtete, angehörten. — Welch ein glückliches Gefühl durchzuckte ihr Herz, mitten unter allen Sorgen

und Qualen, als sie da unter seinen Papieren jene Brieftasche fand, nach der sie ihn am ersten Tage gefragt hatte. Das kleine Ding war schon bedeutend gealtert und abgegriffen. Sie bedeckte es mit ihren Küssen und ihren Thränen.

Nunmehr sehen wir sie durch viele Tage am Bette des Kranken sitzen. Sie klagt Niemand an, sie spricht nicht über das Ereigniß, sie erfüllt nur mit ununterbrochener Sorgfalt ihre Pflichten als Krankenwärterin. Eduard wäre vielleicht schon im Stande, seine Arbeiten wieder aufzunehmen; aber sie duldet es nicht. Sie kann sich nicht entschließen, ihn aus ihrer Pflege zu entlassen und wieder mit anderen Menschen unbewacht, unbeschützt verkehren zu sehen. Herr Pascal läßt sie gewähren; ja, er lächelt sogar zu ihrem Benehmen und erlaubt sich von Zeit zu Zeit einen kleinen Scherz darüber. Freilich nimmt sein Gesicht einen anderen Ausdruck an, wenn er die Krankenstube verläßt und auf seiner eigenen Stube in einem Winkel des Divans auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzt und stundenlang vor sich hinstarrt. Mit Ibrahim verkehrt er gar nicht mehr; wenigstens sieht es Niemand, wenn er manchmal flüchtig ein Wort mit ihm wechselt.

Eduard, Dank der treuen Pflege, sitzt bereits

im Garten und nimmt wieder an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten Theil; aber an ein Wiederaufnehmen der Arbeit ist nicht zu denken. So oft er in die Stadt gehen will, klammert sich Emilie an ihn und es wiederholt sich mit größerer Heftigkeit die Scene von jenem Morgen. Sie sieht die Stadt von Mördern bevölkert und ist überzeugt, daß Eduard nicht zurückkehren wird. Dieser kann es nicht über sich bringen, das geliebte Weib stundenlangen Aengsten hinzugeben, und bleibt.

Sie sehen, sagte eines Tages Herr Pascal bei Tische, daß Ihre Angelegenheiten unter diesen Umständen nicht vorwärts schreiten, und daß Sie die Zeit, die Ihnen die Regierung gestattet, fruchtlos verlieren. Zum Unglück sind die Umstände der Art, daß Ihnen der Aufenthalt hier im gegenwärtigen Monate nicht viel Nutzen verschaffen kann. Der Imam, der Ihnen gern beigestanden hätte, ist nach Stambul gereis't und kehrt erst in zwei oder drei Monaten wieder. Bis dahin wird sich hoffentlich die krankhafte Stimmung unserer Emilie gelegt haben, und so denke ich, daß Sie diese Zeit benutzen, um die heiligen Städte zu besuchen und dann im Herbste zu uns zurückkehren. An Ihre Rückkehr knüpfe ich noch andere Pläne. Emilie kann unmöglich so fort-

leben. Die letzten Monate haben mir das klar dargethan und ich bin fest entschlossen, mit ihr, in Ihrer Gesellschaft, eine Reise nach Europa zu machen.

Eduard schienen diese Vorschläge höchst verständig und annehmbar; Emilie jubelte auf, und alle Angst, die sie seit Wochen fortwährend gefühlt hatte, fiel ihr mit einem Male wie eine gewaltige Last vom Herzen. Der Gedanke an die Trennung, wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und durch die Aussicht auf die gemeinschaftliche Reise in die Heimath gemildert.

Freilich dauerte die heitere Stimmung nicht lange, denn bald trat dieser selbe Gedanke, je mehr sich die Zeit des Abschieds näherte, in den Vordergrund. Dazu gesellte sich, neu erwacht, das alte Mißtrauen. Der Besuch der anderen Städte war von Herrn Pascal zu gut eingerichtet, die Reise nach Europa stellte zu viel Schönes in Aussicht, so daß Emilie, die nicht gewohnt war, von dieser Seite her Glück zu empfangen, zu zweifeln anfing und von ihrem Zweifel bald die schlimmste Seite als Gewißheit annahm. Sie hielt es für geboten, Eduard auch diesmal zu warnen, obwohl sie nicht recht wußte, wovor sie ihn eigentlich warnen sollte. So sprach sie ihm eines Tages, da sie ihm bei den Reisevorbereitungen

behülflich war, nur in allgemeinen Ausdrücken von ihren Befürchtungen.

Du bist ein Kind, sagte er lächelnd; all' diese Gedanken würden in Deinem reinen Sinne nicht aufkommen, wenn nicht Deine Liebe —

Eduard erschrak über dieses Wort und hielt inne. Aber Emilie lächelte.

Sprich es nur aus, sagte sie. Ja, es ist meine Liebe, die mich so hellsehend macht. Mein grausames Verhältniß zu Pascal erlaubt es mir, so offen zu sprechen, und ich weiß zu Wem ich spreche. Aber ich erkenne auch, was Dir Deine Stellung zu meinem Manne auferlegt.

Eduard wandte sich rasch nach ihr um, schlang seinen Arm um ihren Hals und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Emilie rang sich aus seinen Armen los, schwankte einige Schritte und an die Wand gelehnt ließ sie, leise schluchzend, ihre Thränen fließen. In dieser Stellung, die sie nicht veränderte, fand sie Herr Pascal, der hereintrat und Eduard einen Brief an den Scheich der Beni-Zegri übergab. Diesen Stamm solle Herr von Rose zuerst aufsuchen, und dieser werde ihn mit Sicherheit weiter durch die Wüste begleiten. Herr Pascal ließ sich sehr beredt über die

Art der Wüstenreisen aus, gab Eduard allerlei nützliche Anweisungen und that, immer weiter sprechend, als ob er die Anwesenheit Emiliens, oder wenigstens ihre Thränen nicht bemerkte.

Unter solchen und ähnlichen Scenen kam der Tag der Abreise heran. Es fiel Emilien auf, als sie durch das Haus ging, um noch Allerlei für Eduard zu besorgen, daß sämmtliche Diener, Ibrahim ausgenommen, entfernt waren. Sie erkundigte sich bei Pascal, welcher ihre Fragen mit Mißmuth aufnahm, aber für die Entsendung jedes Einzelnen eine Ursache anzugeben hatte. Der mußte dahin, der dorthin reiten; Ibrahim war zurückgeblieben, um Eduard zu seinem Stamm, den Beni-Zegri zu geleiten. Unmöglich konnte ihm Herr Pascal einen bessern Führer geben, als den wüstenkundigen Ibrahim, der ihm außerdem bei seinen Brüdern eine gute Aufnahme sicherte. Das war sehr einleuchtend, und doch erschrak Emilie bei dem Gedanken, daß gerade Ibrahim der Begleiter des Freundes sein sollte. Aber was sollte sie beginnen? Eduard wieder ihre argwöhnischen Vermuthungen mittheilen? Es blieb ihr nichts übrig, als die verzweifeltste Verzagtheit, die sich ihrer so sehr bemächtigte, daß sie im Momente des Abschiedes in vollkommene Besinnungs-

losigkeit versunken war. Wie eine Träumende ging sie im Hofe hin und her, streichelte das Pferd, das Eduard tragen sollte, reichte ihm gedankenlos allerlei Reisegeräthe, drückte ihm endlich die Hand und sah ihm starr nach, als er, von Ibrahim gefolgt, aus dem Hofe ritt. Ohne die Worte Eduards: „Auf Wiedersehen also nach drei Monaten," wäre der Abschied ein ganz stummer gewesen.

Der Hufschlag der Pferde verhallte bald. Außer Herrn Pascal, seiner Frau und dem Pferde Zaïre, das gesattelt im Hofe stand, war nunmehr kein lebendes Wesen im Hause. Stille überall. Emilie stand da wie eine Bildsäule; neben ihr ihr Mann, die Arme über einander geschlagen, die Blicke unheimlich glühend auf ihr bleiches Gesicht geheftet. Emilie bemerkte es nicht. Mechanisch wandte sie sich und ging in's Haus; wie eine Nachtwandlerin stieg sie die Treppen hinauf auf das Dach, Herr Pascal folgte ihr, und während sie, die Hände über dem Schooß in einander verschlungen, den Kopf gesenkt, Eduard nachsah, saß Herr Pascal auf dem Geländer, wieder wie unten im Hofe, die Gesichtszüge belauschend, in denen sich ein unendlicher Schmerz ausdrückte. Seine Stirne runzelte sich, seine Lippen zuckten, seine Augenlider waren starr und die Aug-

äpfel traten roth aus ihren Höhlen. Ein Beobachter hätte bemerkt, daß hier ein monatelang unterdrückter Ingrimm auf die Gelegenheit wartete, endlich sich Luft zu machen. Diese Gelegenheit gab ihm Emilie, indem sie Eduard's Abschiedsworte: Auf Wiedersehen in drei Monaten, vor sich hin lispelte.

Ja, auf Wiedersehen in der Ewigkeit! brach Herr Pascal los, indem er an allen Gliedern erbebte, und seine Arme erhob, als ob er Emilie zerschmettern wollte.

In der Ewigkeit! schrie sie, indem sie sich zu ihm wandte und mit Entsetzen seine verzerrten Züge erblickte.

Unverschämtes Weib, stotterte Pascal, die Zeit ist gekommen, Dich und Deinen erbärmlichen Anbeter zu strafen.

In der Ewigkeit? wiederholte Emilie.

Ja, in der Ewigkeit, wenn Ibrahim und die Beni-Zegri ihre Pflicht thun.

Wie in Wahnsinn beugte sich Emilie über das Geländer, und schrie mit gellender Stimme: Eduard, Eduard, rette Dich, sie ermorden Dich! Aber Eduard konnte sie nicht mehr hören. Längst war er, rasch auf seinem Araber dahin fliegend, hinter den Hügeln

der Wüste verschwunden. Keine Spur mehr war von den beiden Reitern zu entdecken.

Vielleicht, dachte Emilie, mordet ihn Ibrahim schon in diesem Augenblick. Vielleicht — Sie faßte sich an die Stirne, — dann mit einem Sprunge war sie auf der Treppe, schlug die Thüre hinter sich zu, die sie fest verriegelte, und einen Augenblick darauf sah sie Herr Pascal im Hofe, und wieder einen Augenblick darauf auf dem Rücken der berühmtesten Stute des Landes, auf dem Rücken Zaïrens.

Bleibe, bei Deinem Leben, treuloses Weib, bleibe! schrie Herr Pascal, gefangen auf dem Dache, wie er es war, bald wüthend am Geländer schüttelnd, bald wieder an der fest verriegelten Thüre reißend.

Emilie sah und hörte ihn nicht. Schon flog sie auf dem vor Freude wiehernden Roß aus dem Hofe in die Wüste, die Zügel schlaff, damit das kluge Thier selbst den Weg der befreundeten Thiere suche. Als es Herrn Pascal gelang, die Thüre zu erbrechen und den Hof zu erreichen, war Emilie aus dem Gesichtskreis verschwunden. Kein Pferd da, ihr zu folgen und wäre eines da gewesen, welches hätte Zaïre erreicht, wenn die edle Stute einmal mit solcher Lust dahinflog? Mit seinen Fäusten schlug sich Herr

Pascal gegen die Stirne und sank kraftlos auf der Schwelle zusammen.

4.

Ibrahim ist nie aus der Wüste zu seinem Herrn zurückgekehrt; sein Stamm wußte auch keine Auskunft über den Verlorenen zu geben. Das ist das Gewisse, was wir dieser Geschichte noch hinzufügen können.

Sagenhaft verlautet noch Folgendes:

Auf der schönen Insel Rhodus, im Schatten einer alten Befestigung aus der Johanniter-Zeit, an einem mit Reben bekränzten Hügel, mit der Aussicht auf das griechische Meer, umweht von Pinien, liegt ein kleines Häuschen, und in dem Häuschen wohnt ein europäisches Paar, schön, jung und glücklich.

Jeder europäische Reisende besucht es, und freut sich des Stilllebens, das in diesem Häuschen herrscht. Die Franken im Orient aber behaupten, daß das Paar kein anderes sei, als Eduard und Emilie, und sie fügen hinzu, um dem moralischen Sinn ihres Zuhörers nicht wehe zu thun, daß Emilie von Herrn Pascal geschieden, und Eduards legitime Frau geworden sei.

Der Pantoffel.

An einem schönen Sommer-Nachmittage des Jahres 1854 ritten über den schmalen Quai, der sich zwischen Bebek und den blauen Wassern des Bosporus hinzieht, der junge deutsche Baron Eduard v. K. und die noch jüngere Miß Mary S., die Tochter des jüngst in Konstantinopel angekommenen englischen Generals. Das junge Paar war sehr schweigsam, Miß Mary sogar verdrießlich, was man an den kleinen Runzeln der schönen weißen Stirn, an den etwas spöttisch verzogenen Winkeln des lieblichen Mundes und vor Allem an den kurzen Worten merken konnte, mit denen sie die Bemerkungen des jungen Barons über die Herrlichkeiten des Bosporus beantwortete. Eduard war sehr unglücklich. Wie sehr hatte er sich auf die Ankunft Mary's gefreut, die er schon in London, wo er als Attaché einer deutschen Gesandtschaft gewesen, gekannt, vielleicht sogar geliebt hatte! An Bord des Kriegsdampfers, wo er sie und ihren Vater vor wenigen Tagen empfangen, war sie noch ganz das liebenswürdige, heitere Geschöpf, das in der ganzen höheren Gesellschaft Londons verzogen wurde, und Eduard war glücklich,

in Konstantinopel, wo er nun schon seit längerer Zeit weilte, ihren Cicerone machen zu können. Aber von Stunde zu Stunde nahm seit ihrer Ankunft die gewohnte Heiterkeit ab, und seit zwei Tagen war sie ein vollkommen ungezogenes, verdrießliches Weib, ohne daß Eduard die Ursache einer so plötzlichen Wandlung hätte errathen können.

Dieser Punkt, sagte Eduard, indem er zu halten versuchte und mit der Hand auf die asiatischen Hügel wies, dieser Punkt ist doch gemacht, die düstersten Gemüther aufzuheitern. Warum sind Sie so mürrisch, Mary? Sehen Sie sich doch ein wenig um!

Mary zuckte die Achseln und ritt weiter.

Aber was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen? Sprechen Sie ein Wort! bat Eduard, halb mißmuthig, halb gekränkt.

Sie würden mich doch nicht verstehen! sagte Mary, ohne sich umzusehen. — Ihr Männer seit gewohnt, die Dinge zu betrachten, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, einen Eindruck dem anderen aufzuopfern und euch von einer alten Anschauungsweise im Augenblicke und ohne Schmerzen zu trennen. Weiß Gott, was Sie schon Alles durchgemacht haben und wie sehr das Gesagte auf Sie paßt! Dazu

sind Sie ein Diplomat, das heißt, das poesieloseste Geschöpf auf der weiten Erde; wie sollten Sie mich verstehen?

Vielleicht doch! lächelte Eduard; habe ich Sie doch manchmal verstanden.

Wohl, rief Mary, ich will es Ihnen sagen: Ich bin enttäuscht, schrecklich enttäuscht! Gott, wie sehr bin ich enttäuscht!

Habe ich mich, fragte Eduard, in diesen zwei Jahren unserer Trennung so ehr geändert?

Sie sind ein eitler Mensch! Wer spricht denn von Ihnen? Vom Orient spreche ich, den ich mir als die Heimat der Poesie vorgestellt habe. Aber, ach! was finde ich? Schmutzige Gassen, scheußliche Hunde, elende Häuser ohne allen Comfort, wo ich Paläste, Gärten, orientalischen Pomp und Luxus erwartet habe. Ich kann nicht sagen, wie sehr jeder Frack und pariser Hut mein Auge beleidigt, und doch wimmelt es in den Gassen Pera's von Fracks und pariser Hüten. Und die Eingeborenen? Sie sind schmutzig, dumm, barbarisch! Nichts ist wahr an den Türken, als der ewige Tschibuk; und wenn sie Opium rauchen, mögen sie wohl schöne Träume haben, aber sie machen dabei so stupide Gesichter. Ich begreife nicht, daß man die ganze Welt so anlügen kann,

wie es Byron und Lamartine gethan haben. Die Poesie ist da, die Menschen glücklich zu machen, nicht um ihnen die schrecklichsten Täuschungen zu bereiten. Freilich, als Byron und Lamartine ihre Bücher schrieben, wußten sie nicht, daß man sich einst mit Hülfe des Dampfes in wenigen Tagen von ihrer sündhaften Lügenhaftigkeit überzeugen werde. Wo sind sie nun, diese naiven, patriarchalischen, schön empfindenden Osmanli's Lamartine's und die prächtigen Ali's von Abydos?

Auch die Suleika's, Fatme's und Leila's sind eine Fabel, sagte Eduard — pure Gänse, die wie Enten watscheln, einen Maulkorb tragen und keines vernünftigen Wortes fähig sind.

Glauben Sie, rief Miß Mary, daß ich so gütig bin, das Schöne nur in den Reihen der Männer zu suchen? Es thut mir eben so leid, daß es keine Leila's gibt. Uebrigens glaube ich das nicht so unbedingt. Die Poesie flüchtet sich überall, wo sie vor den rauhen Männern flieht, in die Gemüther der Frauen, ihre letzte Zufluchtsstätte, wie das auch bei uns in England der Fall ist. Unter den patentirten Officieren, Gesandtschafts-Secretären, Eisenbahn-Speculanten und Manchestermännern sind wir

Frauen die einzigen und letzten Repräsentantinnen der Poesie.

Gewiß, sagte Eduard zustimmend.

Ja, es ist gewiß, obwohl Sie zu spotten scheinen. Sie sind einer der prosaischsten Menschen des Orients und Occidents. Seit zwei Jahren sind Sie im Orient; ich habe mir Sie während dieser ganzen Zeit in Turban und weiten, bunten, faltigen Kleidern gedacht, und siehe da, Sie tragen einen Quäker und einen schwarzen Cylinder auf dem Kopf und anstatt des vollen Bartes oder des Corsaren-Schnurrbarts auf jeder Backe ein blondes Cotelet, gerade so wie alle Anderen. Kommen wir denn hieher, bin ich denn meinem Vater in den orientalischen Krieg gefolgt, um euch am Bosporus eben so langweilig zu finden, als in Hyde-Park oder auf den Boulevards von Paris? Die Tracht ist noch das einzige Schöne im Orient, und selbst die habt ihr euch nicht angeeignet.

Sie sah sich um. Auf dem Hügel über ihr erschien ein Arnaute in rother Jacke, deren offene Aermel malerisch über den Rücken fielen, in goldgestickter Weste und breitem rothem Gürtel, von dem allerlei silberne Ketten und Kettchen herabhingen.

Sehen Sie, sagte Mary, so zum mindesten sollten Sie Sich kleiden.

You are foolish! sagte Eduard lächelnd. Obwohl sie zusammen Deutsch sprachen, sagte er dieses doch auf Englisch, weil es nicht so hart klingt, wie: Sie sind närrisch.

In diesem Augenblicke trat ihnen eine wilde Gestalt in den Weg; sie trug einen langen Bart, noch längere Haare, ein Lammsfell auf den Schultern, eine kleine Filzmütze auf dem Kopf und allerlei eiserne Instrumente im Gürtel.

Was ist das? rief Mary erschrocken und hielt ihr Pferd an.

Ein Derwisch, antwortete Eduard.

Ein Derwisch? das ist ja herrlich! Ich habe nie einen Derwisch gesehen. Und was will der Derwisch?

Er bettelt, wie Sie an der unverschämt ausgestreckten Hand erkennen mögen.

Mit sichtbarem Vergnügen zog Mary ihre Börse und gab dem Derwisch einen Shilling. Er griff so hastig zu, daß er Mary's Hand mitsammt dem Shilling faßte; erschrocken zog sie sie zurück und sah mit Ekel auf ihren noch vor einer Minute so schönen gelben Handschuh, der nun braun war, wie die schmutzigen Hände des Heiligen.

Eduard, sagte sie mit einer Grimasse, befreien Sie mich von diesem Handschuh!

Eduard lächelte, zog ihr den Handschuh ab und warf ihn in den Bosporus. Da werfen wir wieder einen Jugendtraum ins Wasser, sagte er mit affectirter Traurigkeit.

Spotten Sie nicht, lieber Eduard, sagte Mary, weiter reitend und wieder verdrießlich. Sie wissen nicht, wie sehr Sie an meinen Enttäuschungen betheiligt sind. Was mich hier im Orient am meisten ärgert, ist der Mangel an allen Abenteuern, denen man, nach all den Büchern, alle zehn Schritte begegnen sollte. Noch habe ich nicht gehört, daß ein einziger Mann unserer Bekanntschaft hier ein Abenteuer gehabt hätte, wo es doch Harems, Schwarze, Stumme, schöne Tscherkessinnen und eifersüchtige Türken gibt. Eduard haben Sie schon ein Abenteuer gehabt?

Nur Abenteurer haben Abenteuer, antwortete Eduard trocken.

Sie irren Sich, rief Mary gereizt, außerordentliche Ereignisse begegnen nur außerordentlichen Menschen.

Ich bin kein außerordentlicher Mensch, erwiderte Eduard eben so trocken, wie vorher.

Master Eduard, Sie sollten es schon wissen, daß eine Engländerin nur außerordentliche Menschen lieben kann.

So sprechend gab Mary ihrem Pferde einen Schlag und galoppirte fort, in ein Seitenthal einbiegend. Schweigend folgte ihr der junge Diplomat. Die Verstimmung, die sichtlich zwischen Beiden herrschte, that ihm weh, und er dachte nach, wie er Mary wieder in gute Laune bringen könnte. Er hätte in dem Augenblick Alles gethan, nur um ihr wieder zu gefallen.

Sie ritten einen Hügel hinan, auf schmalem Wege, der rechts von dichtem Gebüsch, links von einer langen, weißen Mauer, über welcher sich noch eine hölzerne Wand erhob, begränzt war.

Was bedeutet diese Bretterwand auf der Mauer? fragte Mary.

Sie soll die Blicke der Neugierigen abhalten, antwortete Eduard, da man ohne diese Wand von jenem Hügel aus in die Gärten sehen könnte.

Und warum soll man nicht in die Gärten sehen können? fragte Mary wieder.

Nun, weil es die Gärten eines Harems sind.

Eines Harems? fragte Mary, indem sie Halt machte.

Ja, des Harems Abdul Pascha's, eines schrecklich eifersüchtigen Türken, der die schönsten Frauen Konstantinopels haben soll.

Eduard, rief Mary mit strahlenden Augen, Eduard, Sie sollen ein Abenteuer haben!

Der junge Mann erschrak. Welcher tolle Gedanke, rief er, fährt Ihnen wieder durch den Kopf! Sie sind in diesen zwei Jahren verzweifelt englisch geworden.

Sagen Sie, was Sie wollen, antwortete sie lachend, Sie sollen und müssen ein Abenteuer haben. Sie werden über diese Mauer steigen, und wenn Sie die Frauen Abdul Pascha's im Garten finden, so bringen Sie mir einen Schleier, einen Pantoffel oder irgend eine Beute, die ich als Andenken aufbewahren kann.

Eduard sah sie erstaunt an.

Ich scherze nicht, fuhr Mary fort, ich verlange es als ein Zeichen Ihrer Freundschaft, Ihrer Liebe, was Sie wollen, wenn Sie das Wagestück unternehmen.

Mary, sagte der junge Mann mit ernster Miene, bedenken Sie, welchen Scandal das verursachen würde, bedenken Sie meine Stellung und die Verlegenhei-

ten, die ich meiner Gesandtschaft bereiten würde. Es ist nicht die Gefahr, die...

Pah, Sie haben Furcht! unterbrach ihn Mary.

Und ich soll Sie, die mir Ihr Vater anvertraut hat, hier allein lassen? sagte Eduard.

Ich, sagte Mary betonend, ich habe keine Furcht. Hier, hinter den Büschen, würde ich Sie erwarten.

In ihren Zügen lag ein so deutlicher Zweifel an seinem Muth, er sah eine so lange Reihe von Sticheleien und vielleicht noch Aergeres vor sich, daß er sich entschloß, für die kleine grillenhafte Person, die er von Herzen liebte, eine Dummheit zu begehen. In einer Art von Verzweiflung sprang er vom Pferde, führte es dicht an die Mauer, streichelte es einen Augenblick, daß es still stehe, und sprang dann auf den Sattel, den obersten Rand der Mauer mit den Händen fassend. Die Engländerin klatschte vor Freude in die Hände. Mit einem Schwunge war er auf der Mauer. Auf dem schmalen Rande, den die Bretterwand übrig ließ, stellte er sich mit breiten Beinen auf, drückte, und zwei Planken fielen lärmend in den Garten. Eine Secunde später verschwand er durch die Lücke im Garten. Mary stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sie vergaß es, sich

während der Abwesenheit Eduard's im Gebüsche zu verstecken, und blieb horchend in der Nähe der Mauer. Da hörte sie plötzlich hülferufende weibliche Stimmen, die von fliehenden, nach allen Seiten sich zerstreuenden Frauen zu kommen schienen und sich am Ende an einem Punkte, dem Hause zu, das am Abhange des Hügels stand, verloren. Dann wurde es still. Mary zitterte am ganzen Leibe, sie fing an, sich Vorwürfe zu machen, daß sie Eduard in so augenscheinliche Gefahr und aus bloßem Muthwillen gezwungen habe. Indeß blieb es geraume Zeit still, und sie tröstete sich wieder, blickte aber doch besorgt über die Gartenmauer, der Lücke entgegen, aus der sie Eduard erwartete. Mit Einem Male aber kamen vom Hause her die Stimmen wieder zurück, diesmal mit größerem Lärmen und mit männlichen Stimmen gemischt. Eduard! Eduard! rief Mary und ritt die Mauer entlang auf und ab, als ob sie einen Eingang suchte; dann wieder ritt sie dem offenen Felde entgegen, ob sie nicht einen Franken entdecken und zur Hülfe rufen könnte. Zu ihrem größten Schrecken hörte sie zu den schreienden Stimmen nun auch das Klirren von Waffen. Sie ermorden ihn! schrie sie außer sich, und ich bin seine Mörderin! Gott, warum war er nicht so klug, mich reden zu lassen?

Da bebte es in den Zweigen einer Cypresse, welche die Holzwand überragte, und aus dem dichten Gezweige sprang Eduard auf die Bretterwand. Ein Schuß fiel im Inneren des Gartens, und die Kugel pfiff an Eduard vorbei. Schon stand er auf der Mauer. Mary faßte sein gutes anatolisches Pferd, das noch an derselben Stelle stand, wo er es gelassen, und führte es am Zügel schnell dahin, wo er eben von der Mauer sprang. Schnell fort! rief er und schwang sich in den Sattel.

Wie der Wind saus'ten sie davon, und als sich Mary ängstlich umsah, erblickte sie auf der Höhe der Mauer drei Schwarze, die ihnen nachdrohten. Mehr aber erschreckte sie das Blut, das an Eduard's linker Schulter herabrieselte.

Um Gottes Willen, Sie sind verwundet! rief sie.

Es ist nichts, Miß! sagte Eduard so trocken und ernst, daß sie nicht weiter zu sprechen wagte; doch bemerkte sie, daß er die Zügel in der rechten Hand hielt. Die Thränen standen ihr in den Augen, und sie hätte gern gehalten, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er sprengte unaufhaltsam fort, und sie hatte auch nicht den Muth, ihn aufzuhalten, da sie nicht wußte, wie weit die Wunde gefährlich war oder nicht.

Die Pferde troffen, als sie im Hotel zu Pera ankamen. Eduard gab ihr den Arm und führte sie schweigend ins Zimmer. Dort angekommen, wollte Mary nach einem Wundarzte schicken und machte sich bereit, allerlei Verbandzeug aus dem Reisekoffer zu holen.

Lassen Sie das, liebe Miß, sagte Eduard kalt; es war keine stoische Affectation, als ich Ihnen sagte, daß es nichts sei; in wenigen Tagen wird die unbedeutende Wunde von selbst geheilt sein. Setzen Sie Sich gefälligst auf den Divan, und ich will Ihnen, um Ihrer kindischen Lust nach Abenteuern zu genügen, und da ich in Ihrem Auftrage gehandelt, von den Vorgängen im Garten getreuen Bericht erstatten.

Mary that, wie er sagte; sie hatte nicht den Muth, ein Wort zu sprechen, und Eduard begann:

Also ich sprang durch die Bretterwand in den Garten, mitten in ein Blumenbeet. Während dieser kurzen Reise überblickte ich das ganze Terrain der mir von Ihrer Güte angewiesenen Thätigkeit. Auf den Sandpfaden, die den blumen- und gebüschreichen, aber baumarmen Garten durchziehen, lustwandelten drei oder vier weiße Frauen mit vielleicht eben so vielen schwarzen Sclavinnen, jedoch getrennt von

einander, in verschiedenen Gruppen. Das Krachen der Bretter mochte sie aufmerksam gemacht haben; denn im ersten Momente meines Anlaufes waren schon sämmtliche Gesichter gegen mich gewandt. Mein Sprung versetzte sie in sprachloses Erstaunen; nur hier und da hörte ich einen leisen Schrei der Ueberraschung. Die Stille dauerte einige Sekunden, und es schien mir — in solchen Momenten denkt man schnell —, als hätten die Damen keine Lust, um Hülfe zu rufen. Aber eine Schwarze gab das Signal; plötzlich kreischte sie auf und eilte kreischend den Abhang hinab, dem Hause zu. Darauf fingen auch die anderen, wie aus einem Traume erwacht, zu schreien und zu laufen an. Aber nicht alle liefen dem Hause zu. Eine der Frauen, die sich im obersten Theile des Gartens befand, und die an mir hätte vorüberlaufen müssen, versteckte sich, nicht ohne mich erst gemustert zu haben, in einer kleinen Laube. Instinktmäßig, ich möchte sagen: magnetisch angezogen, stürzte ich der Laube zu. Mein Gott, welch ein Anblick! Die herrlichste Tscherkessin, die je um 60,000 Piaster nach Stambul verkauft worden, lag auf einem Polster im Hintergrunde der Laube, schleierlos vor mir. Meine Augen tranken den ganzen unbeschreiblichen Anblick auf einen Zug. Nie

sind mir so vollendete Züge, so glühende und schmachtende Augen, so lange seidene Wimpern, eine so herrliche Gestalt vorgekommen.

Mary athmete schwer auf. Diese Odalisken sind Gänse, die wie Enten watscheln. Sie haben es ja selbst gesagt.

Ich bitte die Odalisken und ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe gesündigt. Auch danke ich Ihnen, Miß Mary, daß Sie mich zu diesem Abenteuer gezwungen haben, ohne welches ich den schönsten Geschöpfen der Erde ewig Unrecht gethan und eine süße Erfahrung weniger gemacht hätte.

Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, sagte Mary in etwas gebieterischem Tone.

Wohl! Sie lag zitternd vor mir, zitternd und doch lieblich lächelnd. Ich verneigte mich so tief vor ihr, wie ich mich nicht vor dem Sultan verneigt habe, und küßte ihre Hand. Wieder lächelte sie über diese sonderbare Sitte der Franken, aber sie ließ es gütig geschehen. Kadine, sagte ich, du Blume des Harems, du bist das Licht meiner Augen. — Erlassen Sie mir die weitere Erzählung; was ich that und sagte, that und sagte ich wie im Rausche. Ich weiß nur, daß mich Fatme selbst . . .

Fatme heißt sie? fragte Mary.

Ja, Fatme, wie die schöne Tochter des Propheten, die ihr gewiß an Schönheit nachstand. Ich weiß nur, sagte ich, daß mich Fatme selbst zu gehen bat, als sich vom Harem herüber schreiende Stimmen hören ließen. Ich gehe nicht! rief ich, wenn du mir nicht ein Andenken mitgibst. Nimm, sagte sie, und ich ergriff diesen Pantoffel, der ihr vom Fuße gefallen war.

Bei diesen Worten zog Eduard einen rothsammtnen, mit Gold gestickten und mit kleinen Perlen besetzten Pantoffel aus der Brusttasche und stellte ihn vor Mary auf den Tisch. Mary ergriff ihn rasch und betrachtete ihn von allen Seiten. Eigentlich eine geschmacklose Arbeit, murmelte sie.

Aber sehen Sie nur, wie klein! rief Eduard.

Ja, so ziemlich! antwortete Mary mit spöttischem Gesichte, und fügte hinzu: Die Türkinnen gehen so einwärts, das entstellt den schönsten Fuß.

Die Türkinnen wohl, aber nicht die Tscherkessinnen, erwiderte Eduard lebhaft.

Mag sein! fahren Sie fort.

Ich sprang auf und sah mich nach einem Ausweg um, aber schon kamen zwei Schwarze fluchend und schimpfend auf mich los. Zum Glück war der Eine so fürchterlich dick, daß er nicht fort konnte

und ich es erst nur mit Einem zu thun hatte. Er sprang auf mich zu und packte mich am Arm; aber ich rang mich los und versetzte ihm einen so heftigen Stoß auf die Brust, daß er rückwärts zusammenstürzte. Bei diesem Anblicke blieb der andere Schwarze erschrocken und in gehöriger Entfernung stehen, dafür aber schrie er desto heftiger um Hülfe. Ich sah mich indessen aufs Neue um, wie ich entkommen könnte; aber die Mauer war zu hoch zum Erklimmen, und ich hatte nicht, wie draußen, mein Pferd als Fußgestell. In meiner Verlegenheit hörte ich hinter mir die Worte: Auf den Baum, auf den Baum! Es war Fatme, die mir diesen einzigen Ausweg zur Rettung bezeichnete. Ich warf ihr noch einen dankbaren Blick zu und eilte der Cypresse entgegen; aber die Cypresse steht gerade auf dem Wege, der vom Hause herauffühurt und auf dem so eben noch ein dritter Feind, eine Art Kawaß oder Trabant mit einem Gürtel voll Waffen, auf den Schauplatz eilte. Beide hatten wir so große Eile, daß wir auf dem schmalen Wege heftig auf einander stießen und wieder aus einander prallten. Er zog seinen Handschar und hieb nach mir, ich parirte so, daß er mir die Schulter nur streifte; zugleich faßte ich seinen rechten Arm und bog ihn so heftig über

die Schulter zurück, daß er vor Schmerz die Waffen fallen ließ. Diesen günstigen Moment benutzte ich, die Cypresse zu erklimmen, und ich beeilte mich um so mehr, die Höhe der Bretterwand zu erreichen, als ich aus dem Laube des Baumes sehen konnte, daß ein neuer Schwarm von Schwarzen und Weißen mit Feuergewehren herbei kam. Diese schickten mir aus weiter Ferne noch eine Kugel nach. Das Uebrige wissen Sie.

Mit diesen Worten stand Eduard auf und ergriff seinen Hut.

Bleiben Sie nicht zum Thee, fragte Mary mit etwas zitternder Stimme.

Ich danke, Miß Mary, antwortete er, ich muß denn doch meine Wunde verbinden lassen. Ich muß Sie auch im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich in der nächsten Zeit meine Pflichten als Cicerone etwas vernachlässige. Ich werde schwerlich vor nächstem Freitag ausgehen können.

Warum gerade Freitag?

Ich habe an diesem Tage einen wichtigen Gang zu machen, antwortete Eduard lächelnd.

Eduard! sagte Mary, indem sie zu lächeln versuchte, gestehen Sie, daß Ihre Fatme eine bloße Erfindung ist.

Miß Mary, antwortete er, Sie können Sie nächsten Freitag im Thale der süßen Gewässer leibhaftig selber sehen.

Das ist also ihr wichtiger Gang! rief sie zornig. Ich hätte nicht geglaubt, fügte sie spöttisch lächelnd hinzu, daß Sie in so kurzer Zeit Rendezvous zu arrangiren verstehen. Es ist das ein neues Talent, das ich an Ihnen entdecke.

Die Umstände wecken die Talente, sagte er, die Achseln zuckend, indem er sich verneigte und die Thür ergriff. Doch blieb er einen Augenblick stehen, schien nachzudenken und kehrte wieder an den Tisch zurück.

Miß Mary, sagte er in schmeichlerischem Tone, dieser Pantoffel gehört Ihnen mit Recht, da ich ihn für Sie geholt habe. Indessen kann er für sie keinen Werth haben; im Bazar finden Sie tausend schönere. Mich aber wird sein Besitz außerordentlich erfreuen; wollen Sie mir ihn nicht überlassen?

Nichts da, Herr Baron! rief sie, indem sie aufsprang und den Pantoffel mit einiger Heftigkeit ergriff; der Pantoffel gehört mir und bleibt mein.

Wie Sie wünschen, antwortete Eduard ruhig. Ich möchte um keinen Preis, fügte er abwehrend hinzu, daß Sie mich für verliebt in Fatme halten.

Er verneigte sich abermals und ging.

Am anderen Morgen gab Eduard sämmtlichen Dragomans-Beamten und Dienern der Gesandtschaft den Auftrag, das Gerücht zu verbreiten, daß ein Franke, ein abenteuernder Spanier, der in den Harem Abdul Pascha's eingedrungen, an der Wunde, die er bei dieser Gelegenheit erhalten, gestorben sei. Das Gerücht, dachte er, wird dem Pascha zu Ohren kommen, seine Rache wird befriedigt sein, er wird die Sache nicht weiter verfolgen und so jeder Scandal vermieden. Es kam auch, wie er es wünschte. Zwei Mal täglich erkundigte sich der Diener Mary's nach Eduard's Befinden; Freitag Abends brachte er ein Billet, das so lautete:

„Lieber Freund!

„Ich komme so eben aus dem Thale der süßen Gewässer; ich war glücklich, Sie nicht dort zu finden. Auch Ihre Fatme fand ich nicht; wenigstens paßte auf keine der türkischen Damen Ihre Beschreibung, und ich habe sie, trotz allen Schleiern, ganz genau betrachtet. Gestehen Sie endlich, daß Ihre Fatme eine Dichtung ist, erfunden, um mich zu quälen oder vielmehr um mich gerecht zu strafen. Wenn das Ihr Zweck war, so haben Sie ihn, ich gebe es zu, vollkommen erreicht. Ich habe mich all' diese Tage mit Vorwürfen und Eifer-

sucht aufs schrecklichste geplagt. Kommen Sie, sobald es Ihre Wunde erlaubt, daß ich es Ihnen selbst sage, dieses und Anderes, was Sie wollen. Ihre „Mary."

Eduard küßte die Unterschrift. Ich bin kein Ritter Delorges, sagte er zu sich selbst, indem er den Frack anzog, und am Ende hat sie mich nicht in einen Löwengarten, wenn auch unter gräuliche Katzen geschickt.

Das Wiedersehen nach drei Tagen war glücklicher, als das letzte nach zweijähriger Trennung. Doch war Mary nicht eher ganz ruhig, als bis Eduard ihr die ausdrückliche Versicherung gab, daß seine Fatme in das Reich ihrer Suleika's und Leila's gehöre.

Aber wie kamen Sie zu dem Pantoffel?

Ganz einfach, Mary: eine der fliehenden Kadinnen, denn sie flohen alle, verlor ihn auf der Flucht, und ich habe ihn aufgelesen.

Eduard, sagte Mary nach einigem Nachdenken, Sie sind ein verständiger Mann, und Sie werden mich in der Ehe auf das zweckmäßigste zu maltraitiren wissen.

Das hoffe ich, antwortete er, indem er sie auf die Stirn küßte. Aber zum Andenken daran, daß ich so früh anfangen mußte, wollen wir den Pantoffel unter einer Glasglocke aufbewahren und in

Ihrem Boudoir aufstellen. Mit seinen Gold- und Perlenstickereien auf weichem Sammtgrunde ist er ohnehin mehr als jeder europäische Pantoffel das Symbol weiblicher Launen.

Aber wann kehren wir nach Europa zurück? Ich habe die Türkei satt.

Sobald, antwortete Eduard mit diplomatischem Ernst, sobald die Wahrheit des Tansimats und die Freiheit der Donau-Mündungen gesichert sind.

Offenherzig gestanden, kümmern mich diese Dinge nur sehr wenig, versicherte Mary.

Theure Mary, Sie sind eine echte Engländerin!

Abdallah.

Der Leser erinnert sich noch des schaurigen Ereignisses, das sich im August 1854 auf einer der Donau-Inseln bei Giurgewo zugetragen. Die Baschi-Bozuks, aufgefordert, von ihren Pferden zu steigen und ihre Waffen abzulegen, d. i. sich von ihrem liebsten, fast einzigen Eigenthume zu trennen, um sich in die Reihen der regulären Miliz einfügen zu lassen, weigerten sich, dem Befehle zu gehorchen, wurden umzingelt und zum großen Theile massacrirt: man wollte sie unschädlich machen, nachdem man sie

allem Elend ausgesetzt und zu Räubern gemacht, man wollte sie strafen, nachdem man sie zu Verbrechen gezwungen hatte. Wir, nämlich die kleine Gesellschaft europäischer Reisenden, die den Sommer hindurch den Krieg an der Donau als bloße Zuschauer mitgemacht hatten, wir erfuhren dieses blutige Ereigniß während unseres Aufenthaltes in Buchareſt. Neben dem Schauer, den uns diese grausame und ungerechtfertigte That einflößte, berührte sie uns noch gewisser Maßen persönlich, denn es hieß, daß auch Abdallah, der Kurden-Häuptling, unser lieber Freund und Bekannter, auf der Wahlstatt geblieben sei. Unter dem ganzen romantischen Gesindel, das der Osten und Süden zur Vertheidigung des Glaubens auf den Aufruf des Padischah über die Balkan-Halbinsel ausgegossen, war Abdallah gewiß die romantischste Gestalt. In seiner Horde war er der schönste Mann; er ritt das schönste Pferd, trug die schönste Tracht und die schönsten Waffen, und er hatte gewiß unter allen seinen Stammgenossen das schönste Herz und den besten Kopf. Wir lernten ihn in Schumla, im Hause des Dr. A . . aus Frankfurt a. d. O. kennen, unter dessen Veranda wir uns des Abends zu versammeln pflegten. Das Haus des Doctors stand unweit des Hospitals, in einer Ecke

des großen, unbebauten Platzes, in dessen Mitte sich die Zelte eines kleinen Kurden-Lagers erhoben. Abdallah war das Haupt dieses Lagers. Sobald er in der Veranda Licht erblickte, kam er heran, grüßte freundlich und setzte sich mit seinem Tschibuk auf den Boden. Sprachen wir Deutsch oder eine andere europäische Sprache, dann suchte er, schweigend, aus unseren Mienen den Gegenstand unseres Gespräches zu errathen, und er setzte uns bei solchen Gelegenheiten durch seinen Scharfsinn oft in Erstaunen. Interessanter aber war er, wenn er sich mit Hülfe des Doctors, der vortrefflich Arabisch sprach und den Dolmetscher machte, am Gespräche betheiligen konnte. Da kamen Worte und Gedanken zum Vorschein, die wir von einem Kurden-Häuptling nicht erwartet hätten, die des gebildetsten und humansten Menschen würdig gewesen wären und doch immer den Stempel des Ostens trugen. Einmal, als eben vom Kriege die Rede war, sagte er: „Allah wirft die Völker von einem Lande ins andere, wie der Worfler den Weizen von einem Orte der Tenne auf den anderen. Die besten Körner fallen in die ersten Reihen, die Spreu fliegt im Winde, das Getreide wird gereinigt: das ist der Krieg.“ Und ein anderes Mal, da von der Verschiedenheit der Religionen gesprochen wurde,

sagte er: „Alle Religionen sind Eine und dieselbe Religion. Sie wird nur auf verschiedenem Boden, unter verschiedenen Himmelsstrichen verschieden, wie eine Pflanze sich auch ändert.“ — Weniger als diese Ansichten fiel uns sein Haß gegen die Türken auf, denn diesen theilen die Kurden mit den Arabern, und er hat sich bei den ersteren seit dem letzten Kriege noch gesteigert. Abdallah versicherte uns zu wiederholten Malen, daß ihm der Umgang mit den Osmanlis einen wahren Ekel einflöße und daß er jeden Franken dem türkischen Moslem vorziehe.

Als wir in Bucharest den Tod Abdallah's erfuhren, rief unser englischer Freund: „Bei Gott, der Orient hat seinen größten Philosophen verloren!“ und Madame de P . . ., eine ehemalige Kunstreiterin aus dem pariser Hippodrom, welche dem Hauptquartier in Männerkleidung und als türkischer Lieutenant folgte, hätte in Abdallah gern den schönsten Mann des Orients und Occidents beweint, wenn nicht ihr letzter, erst zweitägiger Liebhaber und Zeltgenosse zugegen gewesen wäre. Doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre elegischen Gefühle in einem seufzenden „Pauvre chat!“ zusammenzufassen.

Diese Nekrologe waren überflüssig, denn die Nachricht vom Tode Abdallah's war, wie ich vor

wenigen Tagen hier in Stambul erfuhr, falsch. Abdallah entging dem Blutbade von Giurgewo. Zwar an Stirn und rechtem Arm verwundet, brach er doch, die Lanze in der einen, die Pistole in der anderen Hand, durch die umzingelnden Reihen der türkischen Soldaten und entkam, Dank den Gazellen-Beinen seines arabischen Schlachtrosses. Er wurde verfolgt, aber wie ein Pfeil flog er durch die Besatzungen der Erdwerke von Slobozia und über die neue Brücke nach Rustschuk, in dessen Häuser-Labyrinthe er dem Auge seiner Verfolger entschwand. Er rannte durch das Gedränge des Bazars, durch das Stadtthor, über die Zugbrücke, eine Schreckensgestalt für alle, die ihn sahen; denn von seiner Stirn, aus seiner Armwunde floß das Blut in Strömen und blieb in seinem schwarzen Barte, an seinem weißen Mantel in großen Flecken hangen. Ohne zu wissen, wohin, nur durch einen unbestimmten Instinct geleitet, sprengte er immer weiter, den Berg hinan, weiter über die Haide, durch das wilde Thal des Ak-Lom, vorbei an den freundlichen Karawanseraien, im Dunkel der Nacht durch Rasgrad, immer weiter, bis er bei Morgengrauen in den Lagern der Baschi-Bozuks vor Schumla Halt machte.

Die wilden Gestalten sprangen auf von ihren

Teppichen und Matten, umringten ihn in dichten Haufen und bestürmten ihn mit Fragen. Abdallah erzählte ihnen von der Höhe seines Sattels herab, was in Giurgewo vorgefallen, und sie erhoben ein fürchterliches Geschrei, sie nannten Omer Pascha einen Giaur und Moskow, sie lästerten den Padischah und verfluchten den ganzen Stamm Osman's. Aber als Abdallah sie aufforderte, zu Pferde zu steigen, ihre Waffen zu ergreifen, um ihre Brüder zu rächen und von sich selbst ein gleiches Schicksal abzuwehren, da wurden sie schweigsam, und Einzelne schlichen in ihre Zelte zurück. „Wir vermögen nichts gegen den neuen Krieg!" sagten die Einen, und die Anderen riefen: „Es steht so geschrieben!"

„Hunde, Söhne von Hunden!" schrie Abdallah und wandte sein Pferd. Bei einer Fontaine stieg er ab und dachte zum ersten Male an seine Wunden. Er wusch sie mit frischem Wasser, nahm dann das braun- und gelbseidene Tuch aus Bagdad vom Kopfe, zerriß es in zwei Stücke und band das eine um die Stirn, das andere um den Arm. Er hielt in Schumla nur so lange, als nöthig war, um sein Pferd zu füttern und ausruhen zu lassen; dann, mit einigen Lebensmitteln ausgerüstet, ritt er weiter, den Schluchten und Pässen des Balkan zu.

So ging es tagelang durch die wilden Thäler, über die luftigen Berge, die öden Hochebenen, obwohl seine Wunden brannten, das Blut unter den schlechten Verbänden hervorrieselte und seine Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Abseits vom Wege, hinter Gebüschen oder Felsen bemerkte er wohl von Zeit zu Zeit Gruppen jener Baschi-Bozuks, die sich längst in die Gebirge zurückgezogen hatten, um sich auf Kosten der armen Dörfer und der vorbeiziehenden Reisenden zu ernähren, aber er verschmähte es, sie um Hülfe anzusprechen oder sie nach den gemachten Erfahrungen zur Rächung ihrer Brüder aufzufordern. Selbst wenn sie an ihn herankamen und ihm Hülfe und Brod und Wasser anboten, wies er sie zurück. So kam er, elend und erschöpft, am südlichen Füße des Balkan an, in jener Gegend, die im Sommer schöner als die Gärten des alten Schiras in Rosenschimmer prangt, überdeckt von betäubendem Rosenduft. Denn hier fangen die weiten Rosenfelder an, die Millionen und Millionen Blumenköniginnen tragen, deren Blut das berühmte Rosenöl ist. Wie um die Sage des Morgenlandes von der Liebe Bülbüls wahr zu machen, nisten in den Büschen ringsum zahllose Nachtigallen, die zum Dufte dieser schönen Welt ihre Lieder und melodischen Seuf-

zer mischen. Als Abdallah kam, war es schon stille in dieser Gegend; nur hier und da hing noch ein verwelktes Rosenblatt am Zweige, und die Nachtigallen waren verstummt; Duft und Leben der Rosen waren bereits in die gewaltigen Flaschen gebannt, die man in der großen Rosenöl-Niederlage von Antoniadi, Kiefer und Comp. zu Stambul sehen kann. Aber Abdallah hätte auch den herrlichsten Frühling übersehen, seine Sinne schwanden, und schon halb bewußtlos lenkte er sein Pferd vom Wege ab, einem weißen Schiftlik (Meierei, Wirthschaft) zu, den er nur noch wie im Nebel sah.

Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, fand er sich auf einem weichen Lager von Schaffellen, unter der Pflege eines Franken und eines jungen holdseligen Mädchens. Der Franke, ein alter Pole und Flüchtling vom Jahre Dreißig, hatte ihn bewußtlos an der Schwelle seines Hauses gefunden und ihn barmherzig bei sich aufgenommen. Abdallah's Wunden waren sorgfältig verbunden, und er fühlte sich unter der Obhut des alten Sarmaten mit dem weißen Schnurrbart, und der jungen Sarmatin, seiner Tochter mit den großen dunklen Augen, unendlich wohl, obgleich die Wunden heißer brannten als zuvor und ein arges Fieber seinen Leib schüttelte.

Viele Tage vergingen, und in diesen vielen Tagen — wir wollen keine Liebesgeschichte erzählen, darum sagen wir es kurz — in diesen vielen Tagen verliebte sich der Kurden-Häuptling in die schöne Polin. Es wird Jedermann so leicht, sich in eine Polin zu verlieben, um wie viel leichter wird es einem heißen Wüstensohne, der von europäischer „Flirtation" nichts weiß. Er fragte sie kurz und gut, ob sie nicht mit ihm nach Kurdistan gehen und sein Weib werden wollte, und den Vater fragte er nach dem Preise, obwohl es in seinem Lande Sitte ist, sich seine Braut zu rauben und nichts zu bezahlen. Natalie lächelte und hatte keine Lust, ihre Herrschaft vielleicht mit noch zwei oder drei anderen Frauen zu theilen — um so weniger Lust, als ihr der schöne, schwarzäugige, blasse Abdallah mit der Geiernase und mit seinen schönen Sprüchen in der That sehr gefiel. Aber es kam ein Ereigniß dazwischen, welches das Gefühl der Polin für Abdallah schnell und bedeutend steigerte.

Obwohl er noch mit verbundener Stirn und verbundenen Armen auf den Schaffellen lag, sprang er doch eines Morgens, als er in nächster Nähe des Hauses Flintenschüsse knallen hörte, wie der Löwe von Kurdistan vom Lager auf, ergriff seine lange

Flinte und seinen Yatagan und eilte vors Haus. Im Innern des Hofes an der Hofmauer stand zitternd der bulgarische Diener des Hauses, unfähig, seine Büchse zur Höhe der übrigens niedrigen Mauer zu erheben; aber stramm und ruhig stand der alte Pole da, einen Flintenschuß nach dem anderen über die Mauer sendend. Von außen flogen die Kugeln pfeifend herein, dicht an den Ohren des Polen vorbei und in die weiße Mauer des Hauses. Abdallah sah bald, daß es sich hier um einen Räuberüberfall handelte; denn vor dem Hofe sprengten auf ihren Pferden einige der marodirenden Baschi-Bozuks aus dem Balkan hin nud her, während andere über die Mauer zu klimmen trachteten. Diesen warf sich Abdallah entgegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit hieb er mit seinem Yatagan Einen nach dem Andern auf den Kopf, daß sie blutig zurücktaumelten. Dann sprang er auf die Mauer, zielte lange und schoß einen der Reiter aus dem Sattel. Die Baschi-Bozuks erhoben ein wildes Geschrei, dem Abdallah mit kurdistanischen Flüchen antwortete. Jetzt schien es, als ob ihn Einige aus der Bande erkannt hätten, denn sie stutzten einen Augenblick und sprengten, da Abdallah die Hofthür öffnete und zu ihnen hinausstürzen wollte, in möglichster Eile auf und davon.

Ich wäre der Ueberzahl erlegen, sagte der Pole, indem er Abdallah's Hand ergriff; du hast uns gerettet!

Wie du mich! antwortete Abdallah.

Dieses Ereigniß befestigte die Freundschaft zwischen den drei Bewohnern des Schiftlik, und als nun Abdallah, gänzlich geheilt, weiter ziehen sollte, beredete er seine Wirthe, ihn bis Stambul zu begleiten. Dies war ihm um so leichter, als der Pole schon beschlossen, den Schiftlik, den er nur in Pacht hatte, vor dem Winter zu verlassen. Dieser Ueberfall der Baschi-Bozuks war schon der dritte gewesen, und der Pole besorgte mit Recht, daß mit Eintritt der schlechten Jahreszeit die Ausfälle der Räuber aus dem nahen Balkan häufiger, die Gegend noch unsicherer werden könnte.

Die letzten Tage des October sahen den Polen, Natalien und Abdallah in Stambul. Abdallah konnte sich nicht entschließen, hier seine Freunde zu verlassen. Während der ganzen Zeit der Reise und ihres Aufenthaltes in Stambul fuhr er fort, Natalien zu bestürmen. Er bat und drohte, er schrie und weinte vor ihr, ein rasender Roland; sie weinte und jammerte mit ihm, aber die fromme Polin glaubte es von ihrer Religion geboten, Nein zu sagen.

Eines Tages, da Abdallah durch die Straßen

Stambuls geht, bemerkt er einen Mann in dunkler Tracht, der sich tief und ehrerbietig vor ihm verneigt, und er erkennt in ihm einen nestorianischen Priester aus seiner Heimat am Euphrat. Abdallah ist erfreut, einen Mann aus der fernen Heimat zu sehen. Auf die Frage, was ihn nach Stambul geführt, antwortet der Nestorianer nur ausweichend und in sichtbarer Verlegenheit. Doch weiß Abdallah, bei welchen Gelegenheiten und zu welchen Zwecken schon früher oft Nestorianer und Jessiden, die beiden verfolgten Secten am Euphrat, Abgesandte nach Stambul geschickt haben, und nach einigen Fragen ist ihm auch die Sendung Chawal's, so hieß der Priester, kein Räthsel mehr. Die Nestorianer haben gehört, daß jetzt für die Christen eine gute Zeit gekommen sei, daß Franzosen und Engländer den Rajahs Rechte und Sicherheit verschaffen, und sie wollen in ihrem entfernten Winkel nicht vergessen sein, wollen der Gunst der Zeiten theilhaftig werden — was sie aber vor Allem wollen, ist Schutz und Sicherheit vor den räuberischen Kurden. Zur Hälfte sagt das der Nestorianer, zur Hälfte erräth es der Kurde.

Abdallah schießt ein Gedanke durch den Kopf. Chawal, sagt er, der Arm der Franken reicht nicht bis in unsere Berge, und daß uns der Türke keine

Gesetze vorschreiben kann, haben wir bewiesen. Wenn ihr Sicherheit haben wollt, könnt ihr sie nur von den Kurden selbst erlangen, und wenn du thun willst, um was ich dich bitten werde, so schwöre ich dir bei Allah und seinem Paradiese, daß ihr ruhig unter uns leben sollt.«

Chawal hört ihn mit Freude und verspricht ihm, zu thun, was thunlich ist. Abdallah, der es längst wußte, daß an Nataliens Widerstande nur ihre religiösen Gefühle schuld seien, will sie nun durch eben diese Gefühle zum Nachgeben bewegen. Einem christlichen Priester, hofft er, wird sie nicht widerstehen. Er macht vor Chawal kein Hehl aus seiner Liebe, und er fordert ihn auf, hinzugehen und der Christin zu sagen, daß sie der Schutzengel ihrer christlichen Brüder am Euphrat werden, daß sie sich ihren Segen und den Segen Gottes verdienen kann; daß sie ein gottgefälliges Werk thue, wenn sie den Bitten Abdallah's nachgebe — daß ihm aber ihre fernere Weigerung ein Beweis des tiefen Abscheues sein werde, den die Christen vor dem Moslem hegen, und daß ihre sämmtlichen Brüder am Euphrat die Strafe für diesen Abscheu empfinden sollen.

Chawal that, wie ihm gesagt ward, und er that es, wie es scheint, mit priesterlicher Geschicklichkeit;

vielleicht war es auch leichter, die Polin zu überreden, als sich der naive Sohn Kurdistans eingebildet. Genug, Natalie gab nach, nachdem Abdallah geschworen hatte, nie ein zweites Weib in sein Zelt zu führen und als Häuptling seine ganze Macht zum Schutze der Christen seines Landes anzuwenden.

Ende November ging die ganze Karawane, bestehend aus dem alten Polen, seiner Tochter, Abdallah, Chawal und ihren Dienern, über den Bosporus und verschwand spurlos im Innern Asiens. Erst in diesem Monate März erhielt man hier in Stambul ein Lebenszeichen von den Verschwundenen. Es kam ein Brief des alten Polen an einen seiner Landsleute, welcher Einzelnes über den Kurden-Aufstand enthielt und dem Schreiber dieser Zeilen mitgetheilt wurde. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich die ganze Geschichte und dazu, daß sich Natalie im schwarzen Zelte ganz wohl befinde, und endlich, daß Abdallah in seiner Heimat geneigtere Ohren und Herzen gefunden als in Schumla, daß er als einer der Haupturheber des kurdischen Aufstandes zu betrachten und an der Spitze mehrerer Horden stehe. Omer Pascha hat wohl nicht geglaubt, daß sich das aus seiner That entwickeln, daß der auf der Donau-Insel ausgestreute Same am Euphrat aufgehen werde.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.



